





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Lord und die Geister-Lady

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Der Lord und die Geister-Lady

John Sinclair Nr. 455

von Jason Dark

erschienen am 24.03.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Lord und die Geister-Lady

»Sir, was soll ich tun?«

»Öffnen Sie das Grab, Gilbert!«

Der Butler schluckte. »Dieses Grab hier, Sir?«

»Ja, das meiner Frau.« Lord Danfords Stimme klang bereits ungeduldig. Er haßte Fragen. Besonders dann, wenn sie vom Personal gestellt wurden.

Noch einmal widersprach Gilbert: »Aber sie ist tot.«

»Ich weiß. Seit fünf Tagen. Das macht aber nichts. Fangen Sie an, Gilbert. Die Werkzeuge stehen bereit!«

Gilbert, der Butler, war viel gewohnt. Die neue Aufgabe ging aber zu weit, außerdem hatte er Angst. Nicht einmal eine Woche lag die Beerdigung zurück. Im engsten Kreise war Lady Mary Danford zu Grabe getragen worden. Der Lord war hinter dem Sarg hergeschritten, ohne Gefühle zu zeigen.

»Wollen Sie nicht, Gilbert?«

»Doch, Sir, doch.« Gilbert drehte sich um. »Ich muß mich nur erst an die Lage gewöhnen.«

»Tun Sie das.« Der Lord nickte, griff in die Tasche seines dunkelgrauen Staubmantels und holte eine Zigarette hervor. Als er das Stäbchen anzündete, befand er sich bereits auf dem Weg zurück.

»Ich werde in einer Stunde kommen und nachschauen, wie weit Sie mit der Arbeit sind, Gilbert.«

»Sehr wohl, Sir.«

Der Lord blieb stehen, schaute seine Zigarette an und danach den Butler. »Noch eine Bitte, Gilbert. Wenn Sie auf den Sarg stoßen sollten, bevor ich wieder bei Ihnen bin, seien Sie vorsichtig – ja?«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Gut, die Lady wird es Ihnen danken, Gilbert.« Lord Danford nickte noch einmal, drehte sich um und schritt davon.

Der fünfzigjährige Butler starrte seinem Brötchengeber mit offenem Mund nach. Auf seinem Rücken lag eine Gänsehaut. Die Lady wird es Ihnen danken, hatte der Alte gesagt. Verdammt, die Lady war tot. Tot und begraben. Sie lag unter der Erde und würde sich hüten, wieder zurückzukehren.

So sah der Normalfall aus.

Andererseits war Lord Danford ein außergewöhnlicher Mann.

Sehr belesen, er war viel gereist. Auf seinem Landsitz hatte er Forschungen betrieben und sich dabei mit den Naturwissenschaften beschäftigt. Besonders die Toxikologie, die Giftkunde, hatte ihm am Herzen gelegen. Man wußte bei dem Lord nie, woran man eigentlich war, und Lady Mary hatte diese Haltung akzeptiert.

»Es geht mich ja auch nichts an!« murmelte der Butler. »Sollen die doch machen, was sie wollen.« Mit diesem Vorsatz drehte er sich um und schaute nach dem Werkzeug, das tatsächlich vom Gärtner bereitgestellt worden war.

Eigentlich hatte sich Gilbert auf dem Friedhof nie unwohl gefühlt.

Das war nun anders. Nachdem er erfahren hatte, was in der nächsten Stunde seine Aufgabe war, kam ihm der Friedhof zu dieser Zeit, es war der Einbruch der Dämmerung, unheimlich vor.

Er fürchtete sich vor den vereinzelt stehenden Grabsteinen, die von den starken Zweigen und Ästen der Laubbäume beschützt wurden. Von den Bergen fiel ein kalter Wind. Oben im Norden hatte es bereits geschneit. Der Schnee würde zu dieser Jahreszeit aber wieder

wegtauen.
Dennoch war es kalt. Schon jetzt trieben einige Blätter durch die Luft. Das Zeichen für einen frühen Herbst.
Der Boden war weich, wenn man die gepflegten und kiesbestreuten Wege des Friedhofs verließ. Eine Schaufel und einen Spaten hatte Gilbert mitgenommen. Neben dem Grab blieb er stehen und wunderte sich zum erstenmal darüber, daß Lady Mary Danford hier und nicht in der Familiengruft beerdigt worden war.
So etwas war allerhand und eigentlich noch nie geschehen. Aber der Lord hatte manchmal ungewöhnliche Ideen, auch der Tod seiner Frau war so plötzlich gekommen, daß einige Leute schon darüber redeten, schließlich war die Lady gesund gewesen.
Aber weshalb wollte der Lord den Sarg seiner Frau wieder aus der Erde haben? Sollten die Gerüchte stimmen? Dem Butler rann es kalt den Nacken und den Rücken hinab. Diese Aufgabe gefiel ihm nicht.
Weigern konnte er sich auch nicht. Der Lord konnte auch unangenehm werden.
Und so machte sich Gilbert an die ungewohnte Arbeit. Er nahm zuerst den Spaten und stach die weiche Erde auf. Sie war allerdings auch feucht und dementsprechend schwer, das merkte Gilbert besonders, wenn er die Last zur Seite schleuderte.
Die Dämmerung nahm zu. Erste Nebelschwaden krochen durch den Park, der den Landsitz der Danfords umgab. Sie waren wie feuchte Tücher, die sich um Baumstämme und Grabsteine wickelten. Trotz der Kühle geriet der Butler ins Schwitzen, die ungewohnte Arbeit strengte ihn an, sein Rücken war gekrümmt, dadurch verspürte er Schmerzen, und er legte jetzt öfter eine Pause ein als zu Beginn.
Hin und wieder fluchte er auch leise vor sich hin und schrak zusammen, als er plötzlich vom breiten Strahl eines Scheinwerfers erfaßt wurde, der über ihm im Baum installiert worden war.
Die Bemerkung verschluckte er aber, denn er wußte plötzlich, daß der Lord vom Haus her den Scheinwerfer eingeschaltet hatte. Die Lampen waren an einigen exponierten Orten des Gartens installiert worden, und das Licht sollte für den schwer arbeitenden Butler eine Hilfe sein. Durch den Strahl trieben die bleichen Nebelschleier, wallten und drehten sich. Das Licht hatte die Atmosphäre nach Meinung des Butlers noch unheimlicher werden lassen, und er schüttelte sich einige Male, bevor er wieder zum Spaten griff und das Blatt ins feuchte Erdreich versenkte.
Er gab nicht auf, schaute auch nicht auf seine Uhr, schätzte aber, daß die Zeit bald vorbei war.
Hin und wieder hörte er in den weiter entfernt liegenden Büschen ein Rascheln. Es gab hier Füchse. Wahrscheinlich waren sie unterwegs, um nachzuschauen, was der Mensch in dieser frühen Abendstunde

dort alles tat.

Längst stand er im Grab, und immer wieder rammte er das Blatt des Spatens in die feuchte, klebrige und harte Erde, bis er plötzlich auf den ersten Widerstand stieß.

Er vernahm ein dumpfes Geräusch und erschrak. Hastig zog er den Spaten wieder zurück und wäre fast aus dem Grab geklettert.

Der nächste Schreck erreichte den Butler, als er plötzlich die Stimme hörte.

»Na, schon fertig?«

Gilbert fuhr herum. Sein Blick fiel auf eine hochgewachsene Gestalt am Grabrand, die von Nebelschwaden umgeistert wurde.

Da stand der Lord. Noch immer trug er seinen Mantel. Die Hände hielt er in den Taschen verborgen. Aus dem Mantelausschnitt am Brustbein schaute die unvermeidliche Fliege. Sein eisgraues Haar war sorgfältig gekämmt. An der Stirn war es gelichtet. Weiter oben zeigte es eine fast jugendliche Dichte. Der ebenfalls eisgraue Schnauzer saß auf seiner Oberlippe wie angemalt.

»Noch nicht ganz, Sir!« gab Gilbert krächzend zurück, als er seinen ersten Schreck überwunden hatte. »Aber ich habe bereits Kontakt bekommen, Sir.« Er hob den Spaten an und drückte ihn wieder nach unten, so daß der Lord das dumpfe Geräusch hörte, als das Blatt den Sargdeckel traf.

»Das ist nicht schlecht«, sagte der Lord. »Nur würde ich vorschlagen, daß Sie nun die Schaufel nehmen, Gilbert. Ich gebe sie Ihnen.«

Die beiden Männer tauschten die Werkzeuge aus.

Der Lord lehnte den Spaten an einen Baumstamm und schaute zu, wie sein Butler jetzt vorsichtiger zu Werke ging und den Sargdeckel allmählich freilegte.

Der Scheinwerferstrahl leuchtete geradewegs in das offene Grab.

So war zu erkennen, daß der Lord am Sarg für seine Frau nicht gespart hatte. Aus dunklem Ebenholz war er gefertigt worden. Das Material hatte auch seinen eigenen Glanz in den letzten fünf Tagen nicht verloren.

Gilbert stach auch die Erde an den Sargseiten ab, bis er die golden schimmernden Griffe freigelegt hatte. Dann blickte er hoch auf seinen Brötchengeber. »Tut mir leid, Sir, ich kann den Sarg allein nicht aus dem Grab heben.«

»Das ist mir klar.« Der Lord bückte sich. »Können Sie ihn vielleicht kanten?«

»Ich werde es versuchen, Sir.«

»Ich helfe Ihnen.«

Sosehr sich Gilbert auch bemühte, es klappte nicht. Das Grab war einfach zu eng. »Tut mir leid, Sir, das ist die Tücke des Objekts, mit der ich zu kämpfen habe.«

Lord Danford schabte über sein Kinn. »Es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben, als den Sarg im Grab zu öffnen. Können Sie das übernehmen, Gilbert?«

Der Butler hob die Schultern. »Sir, so etwas habe ich noch nie gemacht, wenn Sie verstehen.«

»Man macht immer etwas zum erstenmal im Leben, auch wenn man so alt wie Sie ist, Gilbert.«

»Verstehe, Sir.«

»Schauen Sie mal nach.«

Es war sehr eng im Grab, so daß es dem Butler Mühe bereitete, sich zwischen Sarg und Grabwand zu bewegen. Trotzdem schaffte er es, die Verschlüsse des Sargs freizulegen.

»Es klappt, Sir.«

»Habe ich mir gedacht«, erwiderte der Lord in einem etwas gespannten Tonfall, der seinem Butler durchaus auffiel. Und wieder einmal verspürte Gilbert einen dicken Klumpen im Magen. Er wußte nicht, was der Lord im einzelnen vorhatte. Daß es aber etwas Außergewöhnliches war, konnte er sich schon vorstellen.

Manchmal war ihm dieser Mensch unheimlich. Da hatte er einen Blick in den Augen, der nicht nur Angst machte, sondern dem anderen tief in die Seele dringen konnte.

»Sind Sie soweit, Gilbert?« Die Stimme des Lords unterbrach die Gedanken des Butlers.

»Fast.«

»Ich warte.« Danford hatte sich vorgebeugt und starrte in das geöffnete Grab.

Gilbert war dabei, soeben die letzten Verschlüsse an der linken Seite zu lösen. »Jetzt kann ich den Deckel anheben, Sir«, erklärte er mit zitternder Stimme.

»Dann tun Sie es.«

»Ja, sofort, Sir.« Gilbert schluckte. Er fürchtete sich vor diesem letzten Schritt, doch er konnte nicht ablehnen.

Danford merkte, was in seinem Angestellten vorging. »Stellen Sie sich nicht so an, Gilbert. Sie haben in Ihrem Leben doch schon öfter eine Tote gesehen.«

»Das schon, Sir, aber die Lady.«

»Sie wird uns noch einige Überraschungen bereiten, wenn es nach meinem Plan geht.«

Gilbert fragte nicht danach, welche Überraschungen es wohl sein würden, doch er schloß die Augen, als er nach dem Deckel faßte, seinen inneren Schweinehund überwand und das Oberteil des Sargs mit einem Ruck in die Höhe hob.

Freie Sicht.

Er hörte das kurze Lachen des Lords, schaute jetzt hin und wurde

bleich wie eine Kalkwand.

Lady Danford lag im Sarg, dessen Inneres prächtig ausgestattet war. Eigentlich unterschied sie nichts von einer normalen Toten, bis auf eine Kleinigkeit.

Ihre Augen standen offen!

***

Der Butler wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Er stand eingeklemmt zwischen Sarg und Grabwand, seine Hände preßte er gegeneinander, die Finger waren verschlungen. Er atmete keuchend und stoßweise, während der Lord wieder lachte.

»So habe ich es mir gedacht, Gilbert.«

Nur schwerfällig drehte der Butler den Kopf und schielte in die Höhe. »Was haben Sie sich gedacht, Sir?«

»Daß meine Frau so im Sarg liegt.«

»Mit… mit offenen Augen, Sir?«

»Natürlich.«

Der Butler schluckte und wischte über sein schweißfeuchtes Gesicht. Daß er dabei einen Schmutzstreifen auf der Stirn hinterließ, störte ihn nicht. »Sir, mir steht es eigentlich nicht zu, Ihnen das zu sagen, aber ich muß es loswerden.«

»Bitte.«

»Ich war doch dabei, als man Lady Danford zu Grabe trug. Ich habe sie gesehen, ich sah sie im Sarg liegen, und da… da waren ihre Augen geschlossen.«

»Sicher, aber jetzt sind sie offen.«

»Sir, wie ist das möglich?«

»Gilbert, fragen Sie nicht danach, sondern nehmen Sie es einfach zur Kenntnis. Außerdem ist Ihre Aufgabe fast beendet. Steigen Sie aus dem Grab und nehmen Sie meinen Platz ein.«

»Und Sie, Sir?«

»Machen Sie schon.«

»Natürlich, entschuldigen Sie.« Die Glieder des Butlers zitterten, als er das Grab verließ. Seine Arme wollten beim Aufstützen das Gewicht kaum tragen. Er stolperte auch noch über die Kante, und der Lord hielt ihn fest, sonst wäre er gefallen.

»Himmel, sind Sie ängstlich, Gilbert.«

»Danke, Sir, daß Sie mir geholfen haben.« Der Butler streifte mit den Händen über seine Hosenbeine. »Der Sarg, ich bin kein ängstlicher Mensch, aber der Anblick ist mir tief in die Knochen gefahren.«

»Sie sollten sich das für die Zukunft abgewöhnen.«

Gilbert starrte den wesentlich größeren Lord staunend an. »Wie meinen Sie das, Sir?«

»Na ja, es gibt Dinge im Leben, die muß man einfach zur Kenntnis

nehmen, verstehen Sie?«

»Nein, ehrlich gesagt.«

»Das werden Sie bald. Und jetzt lassen Sie mich vorbei. Ich möchte zu meiner Frau.«

Gilbert schauderte zusammen. Wie dieser Mann das sagte. Er wollte zu seiner Frau. Als würde sie noch leben. Dabei war sie seit fast einer Woche tot und hatte unter der Erde gelegen. Aber wenn Gilbert ehrlich war, so mußte er sich eingestehen, daß sie sich kaum verändert hatte.

Trotz seines Alters verstand es der Lord, sich sicher und auch geschmeidig zu bewegen. Er stieg in das Grab, als wäre er ein junger Mann, und blieb neben der rechten Seite stehen.

Der Nebel war mittlerweile dichter geworden. Er kam jetzt von allen Seiten und schien für die Scheinwerfer ein besonderer Anziehungspunkt zu sein, denn dort ballten sich die meisten Schwaden.

Gilbert trat vorsichtig näher. Er hatte nicht gewagt, danach zu fragen, aber er wußte genau, daß der Lord irgend etwas mit seiner eigenen Frau vorhatte. Eigentlich rechnete er damit, daß er ihr die Augen schließen würde oder sie aus dem Grab hob. Diesem Mann, der manchmal so undurchsichtig wirkte und fast die ganze Welt kannte, war alles zuzutrauen.

Um so überraschter war Gilbert, als er mitbekam, wie der Lord in die rechte Manteltasche griff und eine Einwegspritze hervorholte.

Der Lord beugte sich tiefer.

Gilbert konnte nur zuschauen. Er spürte das Hämmern seines Herzens, Schweiß stand plötzlich auf seiner Stirn, und er leckte sich mit der Zungenspitze über die Lippen.

Was genau geschah, bekam er nicht mit, weil der breite Rücken des Lords ihm die Sicht nahm. Sehr schnell aber richtete sich Danford wieder auf und wartete ab.

Gilbert spürte, daß er jetzt den Mund halten mußte. Der Lord hatte durch seine Handlung etwas in Bewegung gesetzt, das sicherlich erst noch ausreifen mußte.

Noch geschah nichts.

Es verging eine Minute, auch eine zweite. Als die dritte anbrach, begann der Lord zu sprechen. Und er redete nicht seinen Diener an, sondern sprach mit der Toten.

»Hallo Mary, hörst du mich? Hörst du meine Stimme? Wenn ja, gib bitte Antwort.«

Es blieb still. Nur das Atmen der beiden Männer war zu hören.

Butler Gilbert hatte Mühe, das Klappern der Zähne zu unterdrücken. Er wäre am liebsten weggelaufen, wußte aber, daß der Lord ihm dies bestimmt übelgenommen hätte.

So blieb er und schaute auch weiterhin zu, was alles passierte. Der Lord gab nicht auf. Er redete weiterhin auf die Tote ein, um ihr eine Antwort zu entlocken.

»Mary, melde dich. Komm wieder zu dir. Ich weiß, daß du es schaffen kannst. Ich weiß es. Tauche aus den Tiefen des Vergessens hervor. Zeig mir, daß ich recht hatte.«

Der ist wahnsinnig, dachte Gilbert. Bei dem muß eine Schraube locker sein, anders ist es nicht zu erklären… Eine Stimme unterbrach seine Gedanken. Es war nicht Lord Danfords Stimme, dafür die einer Frau.

Fragend, leise und stockend. »Peter, bist du es?«

Gilbert hätte schreien können, als er die wispernden Worte vernahm. Lady Mary, die Tote, hatte gesprochen…

***

Seit fünf Tagen lag sie unter der Erde. Sie konnte nicht mehr leben, und doch war es ihr möglich, mit ihrem Mann zu sprechen, ihm eine Antwort auf seine Frage zu geben.

Der Lord schaute seinen Butler an.

Gilbert schüttelte den Kopf. »Ich… ich habe mich doch nicht getäuscht, Sir, oder? Sie … sie hat gesprochen. Ihre tote Gemahlin hat geredet.« Gilbert hörte sich selbst sprechen, aber er hatte das Gefühl, als würde ein Roboter reden.

Peter Danford lächelte nur. »Kommen Sie näher, mein Lieber. Treten Sie an den Rand des Grabes und schauen Sie mir zu, was sich hier abspielt. Sie sollen Zeuge eines gewaltigen Vorgangs werden, denn ich habe es geschafft, Tote zu erwecken. Meine jahrelangen Forschungen sind endlich von einem Erfolg gekrönt worden. Los, zögern Sie nicht länger. Kommen Sie und schauen Sie sich Lady Mary Danford an. Sie werden begeistert sein, Gilbert.«

Der Butler konnte sich nicht daran erinnern, jemals im Leben so weiche Knie gehabt zu haben. Sie zitterten auch noch, als er sich in Bewegung setzte und so dicht am Grab stoppte, daß er direkt hineinblicken konnte.

Er sah sie.

Nicht nur ihre Augen waren geöffnet, auch der Mund, und er sah das Schimmern der Zähne. Sah so eine Tote aus, die fünf Tage im Grab gelegen hatte?

Daran wollte er einfach nicht glauben. Diese Frau glich mehr einem Menschen, der sehr lange geschlafen hatte.

Jetzt erst wurde ihm bewußt, daß sie nicht einmal ein richtiges Leichenhemd trug. Lady Mary Danford war in einem kostbaren Kleid in den Sarg gelegt worden, alles Dinge, auf die der Butler vor Tagen nicht geachtet hatte.

»Wir sind wieder zu dritt«, erklärte Lord Danford. »Damit müssen Sie sich vertraut machen, Gilbert.«

Der Diener schluckte. »Dann… dann lebt sie also wirklich?«

»Ja. Hörten Sie nicht ihre Stimme.«

»Schon, aber ich konnte es nicht…«

»Aber Gilbert«, flüsterte die »Tote« plötzlich. »Seit wann sind Sie so ängstlich? Wollen Sie mir nicht aus dem Sarg helfen? Ich möchte nicht mehr hier liegen. Es ist so kalt…«

Der Butler bekam das große Zittern. Er schluckte, er öffnete den Mund, er wurde bleich und wäre am liebsten im Erdboden versunken und nie mehr zurückgekehrt.

»Haben Sie die Worte meiner Gattin nicht gehört, Gilbert?« fragte der Lord.

»Schon…«

»Dann tun Sie ihr auch den Gefallen.«

Die Lady hatte die Unterhaltung zwischen den beiden Männern mitbekommen und reagierte auf ihre Art. Den linken Arm, der bisher dicht an ihrem Körper gelegen hatte, hob sie an, damit der Butler nach ihrer Hand fassen konnte.

»Bitte, Gilbert!«

Ich denke an nichts, ich schließe die Augen, dann geht alles vorbei, sagte er sich. Dennoch blinzelte er, da er die Hand der Lady nicht verfehlen wollte.

Als er Kontakt bekam, zuckte er zusammen, denn er fühlte die Kälte, die von dieser Hand ausging. Sie war schlimm, als hätte er eine Tote angefaßt.

»Du bebst ja, Gilbert…«

»Ja, Lady, ja!« Er öffnete jetzt die Augen und schaute in ihr Gesicht mit den großen, dunklen Augen, die einen spöttischen Ausdruck bekommen hatten. Noch einmal riß er sich zusammen und zog die wiedererweckte Tote hoch, bis sie im Sarg stand.

»Ich danke dir. Jetzt noch den Rest. Ich möchte auch das Grab verlassen. Hilfst du mir, Peter?«

»Aber gern.« Lord Danford hakte seine Frau unter, als sie ein Bein anwinkelte, um das feuchte Grab endgültig verlassen zu können.

Als sie an seinem Rand stand, warf sie noch einen Blick zurück und schüttelte sich. »So kostbar und teuer der Sarg auch gewesen sein mag, mein lieber Peter, ich bin froh, daß ich ihn verlassen konnte.«

»Ich hatte es dir versprochen.«

»Das vergaß ich nicht.« Sie drängte sich an ihn und drückte ihre kalten Lippen auf seinen Mund.

Der Butler bekam fast etwas über sich, als er das sah. So etwas konnte doch nicht wahr sein. Kein normaler Mensch küßt jemand, der fünf Tage unter der Erde gelegen hat.

Aber was war bei den Danfords schon normal?
Die beiden wirkten wie ein altes Ehepaar, das ihre Liebe nach Jahren neu entdeckt hatte. Der Butler kam sich ziemlich überflüssig vor, aber er mußte bleiben, zudem wurde er gebraucht.
Es war der Lord, der sich von seiner Gemahlin löste und seinem Diener zunickte. »Bitte, Gilbert, Sie werden uns den Gefallen erweisen und uns zum Haus zurückbegleiten.«
»Selbstverständlich, Sir.«
»Haken Sie meine Frau bitte an der linken Seite unter. Sie fühlt sich noch ein wenig schwach.«
Gilbert schloß für einen Moment die Augen. Er war einfach fassungslos. Dieser Mann sprach, als wäre seine Frau nie gestorben. Sie wurde von ihm völlig normal behandelt.
Der blanke Irrsinn.
Erst aus dem Grab, jetzt ins Haus.
»Trauen Sie sich nicht, Gilbert?«
»Doch, Lady Mary, doch. Es ist nur…« Der Butler hob die Schultern und schüttelte den Kopf. Er wollte einfach nicht mehr weitersprechen …

***

Der Beamte am Empfang schaute hoch, als er an diesem frühen Abend den Mann sah, der das Yard Building betrat und für einen Moment in der Halle stehenblieb, als wäre er irritiert. Der Mann trug eine braune Lederjacke, darunter ein Wollhemd und auch Jeans. Seine Füße steckten in schon graugewordenen Turnschuhen.
Außerdem war er Chinese.
»Sie, Inspektor?«
Suko drehte sich um. Er blinzelte für einen Moment und schien seine Gedanken erst ordnen zu müssen. »Ja«, sagte er dann, während er näher an die Glasloge herantrat. »Wer sonst?«
»Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, Inspektor, beileibe nicht. Aber man hat Sie gesucht.«
»Wieso?«
Der Beamte beugte sich vor. »Ich hab' auch keine Ahnung, aber Sie wissen ja selbst, wie das ist. Da kommen plötzlich Gerüchte auf, jeder will etwas wissen, dann…«
»Ich kann es mir denken.«
»Darf ich Ihnen mein Beileid aussprechen, Sir?«
Sukos Gesichtszüge verhärteten sich. »Wozu?«
»Zum Tod Ihrer Frau oder…«
»Das dürfen Sie nicht«, erklärte der Inspektor kalt. »Kein Beileid, verstanden.«
»Entschuldigen Sie, Sir, es wird nicht wieder vorkommen.«

»Gut. Ich habe eine andere Frage. Befindet sich Sir James Powell noch in seinem Büro?«

Der Kollege wollte wohl einiges wieder gutmachen, denn er nickte heftig und fast schon übereifrig. »Ja, soviel ich weiß, hat Sir James das Gebäude noch nicht verlassen.«

»Ich danke Ihnen.«

»Soll ich Sie anmelden, Sir?«

Suko hatte sich schon abgedreht und schüttelte jetzt den Kopf.

»Nein, das ist nicht nötig.« Mit zielsicheren Schritten ging er zum Lift, begleitet von den Blicken des Portiers, der sich seine Gedanken über die Person des Inspektors machte.

Suko fuhr den Weg, den er früher genommen hatte. Früher, dachte er.

Meine Güte, wie lange liegt das alles zurück? Tage, Wochen, Jahre oder Jahrzehnte?

Es kam ihm so vor. Dabei waren erst einige Wochen vergangen seit diesem fürchterlichen Tag, als er seine tote Partnerin in den Armen gehalten hatte.[1]

Er hatte sich beherrscht. Tage später noch war er seiner Arbeit nachgegangen, doch irgendwann konnte er sich nicht mehr beherrschen. Er war nicht an seine Arbeitsstelle zurückgekehrt, hatte sich im Untergrund gehalten und nachgeforscht, denn er wollte es einfach nicht wahrhaben, daß Shao nicht mehr lebte. Und er wollte diejenigen zur Rechenschaft ziehen, die ihm dies angetan hatten. Zwar war der Fall der Dämonentrommler gelöst, aber Shao war eine besondere Person gewesen. Der letzte Abkömmling in der langen Ahnenreihe der Sonnengöttin Amaterasu. Wenn Shao tot war, hatte Susanoo, Amaterasus dämonischer Bruder, freie Bahn, um einen gewissen Teil der Menschheit zu unterjochen.

Das war noch nicht geschehen. Suko hatte auch keine Anzeichen dafür entdeckt, und so rannte er einer verzweifelten Hoffnung nach, die sich aus dem Namen Shao zusammensetzte.

Hilfe lehnte er ab. Er wollte auch seine Freunde nicht mit hineinziehen. Er hatte lange überlegt, geforscht und mit seinen zahlreichen »Vettern« in London gesprochen, aber keine Spur gefunden. Um überhaupt etwas in Bewegung zu setzen, mußte er sich schon selbst einen Plan einfallen lassen.

Das war ihm gelungen.

Er wußte genau, daß er sich mit diesem Plan, wenn er ihn durch zog, außerhalb der Gesetze stellte. Doch Suko befand sich in einer Lage, wo ihm das egal war.

Er mußte es einfach tun, und er hatte einen günstigen Zeitpunkt abgewartet, denn sein Freund John Sinclair befand sich momentan auf Reisen und nicht in London.

Der Lift hielt.

Wie immer verließ Suko ihn, trat in den Flur und ging den Weg, den er immer genommen hatte. Er wollte noch einen Blick in das Büro werfen, das er und John sich teilten.

Ein leeres Vorzimmer durchschritt er. Hier saß tagsüber Glenda Perkins. Ein Hauch ihres Parfüms war noch zurückgeblieben, das der Chinese sehr wohl wahrnahm.

Hinter der Verbindungstür lag der Raum, in dem er oft zwischen den Einsätzen gesessen hatte.

Kalt und leer kam er ihm vor. Sein Schreibtisch wirkte wie abgeräumt, als hätte man ihn bereits für alle Zeiten abgeschrieben.

Vielleicht hatten sie auch recht gehabt. Suko glaubte fest daran, daß nichts mehr so werden würde wie früher. Mit einem etwas wehmütig wirkenden Lächeln auf den Lippen drehte er sich wieder um.

Kaum im Flur, verhärtete sich sein Gesicht schon wieder, denn er dachte an den Plan, den er jetzt durchziehen würde.

Unhörbar eilte er durch den Flur und war froh, daß ihm niemand begegnete.

Sir James Powell hatte sich in all den Jahren nicht geändert. Für ihn war Scotland Yard so etwas wie ein zweites Zuhause oder gar schon ein erstes. Einen Feierabend kannte er kaum. Wenn er einmal nicht anwesend war, fand man ihn in seinem Club, wo er oft genug übernachtete und so immer zu erreichen war.

In seinem Büro brannte Licht. Zwar war die Tür geschlossen, aber ein Streifen fiel unter dem Türschlitz hinweg, wo er sich auf dem Flurboden verlief.

Man konnte den Raum durch zwei Türen betreten. Die eine, die direkte, war stets verschlossen. Wer zu Sir James wollte, mußte durch ein Vorzimmer gehen.

Suko drückte die Tür sehr behutsam auf. Die Überraschung sollte perfekt gelingen.

Sir James hatte die Tür zu seinem Büro nicht geschlossen. Am durch die offene Tür fallenden Lichtschein erkannte Suko, daß er die Schreibtischleuchte eingeschaltet hatte. Auf Zehenspitzen bewegte sich der Inspektor weiter. Er wurde von dem Superintendenten nicht gehört und blieb so stehen, daß er in den Raum hineinschauen konnte.

Es war wie immer. Sir James saß hinter seinem Schreibtisch. Er hatte vor sich auf der Platte ein Glas Wasser stehen und blätterte eine Akte durch. Den rechten Arm hielt er angewinkelt und aufgestützt. Das Kinn lag auf der Handfläche. Zwischen den Fingern seiner rechten Hand hielt er einen Füllfederhalter.

Suko atmete flach durch den halboffenen Mund. Was er gleich tun würde, hätte er sich vor einigen Monaten nicht einmal träumen lassen, doch ein Zurück gab es nicht.

Noch einmal atmete er tief durch, bevor er durch die offenstehende Tür schritt, sich noch weiter auf den Schreibtisch zubewegte und erst dann gesehen wurde.

Sir James schaute hoch.

Suko war stehengeblieben und erlebte einen Superintendenten, den fast der Schlag getroffen hätte. Er wurde kreidebleich, die Augen hinter den dicken Brillengläsern weiteten sich, er öffnete den Mund, ohne zu sprechen, griff nach seinem Glas, wobei die Hand so stark zitterte, daß das kohlensäurefreie Wasser in Bewegung geriet und überschwemmte. Auf dem Tisch bildete es eine kleine Lache.

»Suko?«

Der Chinese nickte. »Ich bin es tatsächlich, Sir, nicht mein Geist.«

Sir James rückte seine Brille zurecht. Wieder blinzelte er, weil er es nicht fassen konnte. Dann legte er seine Hände flach auf die Schreibtischplatte und deutete auf den Besucherstuhl. »Bitte, Suko, wenn Sie sich setzen wollen.«

»Sicher.«

Die beiden Männer schauten sich gegenseitig an. Sie schwiegen.

Suko ließ seinem Chef Zeit, sich von der Überraschung zu erholen.

Der Superintendent spielte mit einem Bleistift, ohne es recht zu merken. Er wartete darauf, daß Suko etwas sagte, der hielt den Mund und schaute Sir James nur starr und irgendwie lauernd an.

»Nun«, begann der Superintendent und trank wieder einen Schluck, damit seine Stimme klarer wurde. »Sie sind also wieder zurückgekehrt, Suko.«

»Ja, ich bin hier.«

Sir James verstand. »Soll das heißen, daß Sie nicht bleiben wollen?«

»Das sehe ich so.«

Der Superintendent nickte. »Ja, das kann ich vielleicht verstehen. Shaos Tod wird Sie aus der Bahn geworfen haben. Er ist an keinem von uns spurlos vorbeigegangen, aber ich möchte Sie daran erinnern, daß Sie hier nicht nur Kollegen, sondern auch Freunde haben. Und denen sollten Sie Vertrauen schenken.«

»Das versteht sich, Sir. Nur gibt es auch Dinge im Leben eines Menschen, die man mit sich selbst ausmachen muß.«

»Dann wollen Sie auch weiterhin allein bleiben?«

»So ist es, Sir!«

»Haben Sie auch darüber nachgedacht, was das für Ihr Dienstverhältnis hier bedeuten könnte?«

»Es spielt keine Rolle mehr.«

»Sie geben den Job auf?« fragte Sir James, als wollte er es trotz allem nicht glauben.

»Ja, offiziell. Aber Sie wissen selbst, daß sich mein Weg mit dem meines Freundes John bestimmt noch kreuzen wird. Ich habe bewußt

seine Abwesenheit abgewartet, um Ihnen den Besuch abzustatten, weil ich Sie allein haben wollte.«

»Das haben Sie, wir können reden. Meinetwegen die ganze Nacht. Ich habe Zeit, Suko!«

»So lange dauert es nicht.«

Sir James lehnte sich zurück. »Was haben Sie vor? Sind Sie gekommen, um sich zu verabschieden?«

»Auf eine gewisse Art und Weise ja.«

Der Superintendent nahm seine Brille ab und begann damit, die Gläser zu putzen. »Es gibt Dinge, die ich verstehe, es gibt Dinge, die ich nicht verstehe, aber Ihre Aussagen, Suko, liegen dazwischen. Ich möchte Sie doch bitten, deutlicher zu werden.«

Suko wartete mit seiner Antwort, bis der Superintendent die Brille wieder aufgesetzt hatte. Dann begann er zu sprechen. »Ich bin aus einem bestimmten Grund hier erschienen, Sir. Ich wollte Ihnen sagen, daß es so nicht mehr weitergehen kann mit mir. Das heißt, ich werde meine Arbeit beim Yard nicht aufnehmen.«

»Also doch ein Abschied!«

Suko nickte. »Ja, und ein ganz besonderer dazu.« Er griff plötzlich unter seine Jacke.

Bevor Sir James irgend etwas unternehmen konnte hatte Suko die Hand schon wieder hervorgezogen und richtete die Mündung der Beretta auf seinen Chef…

***

Sir James blieb sehr ruhig. Er runzelte nur die Stirn und fragte: »Soll ich jetzt die Hände heben?«

»Nicht unbedingt.«

»Danke«, erwiderte Sir James sarkastisch. »Sieht so Ihr Abschied aus, Suko? Wollen Sie mich erschießen?«

»Nur im Notfall!« erwiderte der Inspektor kalt.

Zum erstenmal erschreckte die Antwort den Superintendenten.

Bisher hatte er die Lage nicht so ernst genommen. Nun sah er sie aus einem anderen Blickwinkel. »Was habe ich Ihnen getan, Suko?«

»Sie persönlich nichts.«

»Dann stecken Sie die Waffe wieder ein! Lassen Sie uns ein Gespräch führen, wie normale Männer es tun.«

»Das Gespräch werden wir führen, aber es richtet sich nach meinen Regeln, Sir.«

»Bitte, es war nur ein Vorschlag. Sie sind gekommen, und ich möchte wissen, was Sie von mir wollen?«

»Sie, Sir, sollen mir einen Gefallen erweisen.«

»Gern, wenn ich kann. Und welchen?«

Suko holte tief Luft. »Ich bin nicht nur hinter den Mördern meiner

Partnerin her, auch hinter ihr selbst. Ich will mich nicht damit abfinden, daß sie tot ist. Irgend etwas stört mich, irgend etwas stimmt da nicht, und ich muß Gewißheit haben.«

»Wenn Sie so denken, Suko, verstehe ich Sie.«

»Nein, Sie können mich nicht verstehen, aber Sie werden mir helfen, ob Sie es wollen oder nicht.«

»Ich werde Ihnen immer helfen, Suko.«

»Das meine ich anders. Wir beide werden jetzt in die Unterwelt des Yard Buildings fahren und dort etwas holen.«

Sir James lächelte. »Auch das mache ich. Nehmen Sie Ihre Waffe weg. Wir werden uns einigen.«

Suko schüttelte leicht den Kopf. »So einfach ist das nicht, Sir. Ich habe lange nachgedacht, und mein Plan steht. Was ich von Ihnen haben will, werden Sie mir nicht freiwillig geben.«

»Machen Sie den Versuch!«

»Susanoo hat Shao töten lassen. Er will einen Teil der Welt aus den Angeln heben. Das will ich jetzt auch. Nur brauche ich dazu eine bestimmte Waffe. Den Würfel des Unheils oder des Heils, Sir. Und Sie werden mir helfen, ihn zu besorgen…«

***

Als Butler Gilbert den letzten Holzscheit in das Kaminfeuer warf, kam ihm die vergangene Stunde noch immer wie ein Traum vor.

Um zu sehen, daß es keiner war, brauchte er nur den Kopf zu wenden. Dann sah er Lady Mary Danford in ihrem roten Ohrensessel sitzen und schräg in das flackernde Feuer starren.

Es war ihr Lieblingsplatz zu Lebzeiten gewesen. Der Lord saß ihr meist gegenüber, in Reichweite seiner wichtigen Bücher. Neben sich hatte er ein kleines Tischchen stehen, auf dem stets eine Flasche Whisky und zwei Gläser bereitstanden.

Auch jetzt saß der Lord da und schaute auf seine Frau, die sich umgezogen hatte. Sie trug ein gelbes langes Hauskleid. Die Farbe stand ihr gut. Sie paßte zu ihrem braunroten Haar, wie sie des öfteren betonte. Lady Mary hatte Rouge aufgelegt und sah eigentlich aus wie immer. Niemand sah ihr an, was hinter ihr lag.

Gilbert hörte die beiden Ehepartner miteinander sprechen. »Du siehst gut aus, Mary.«

»Ja, danke, aber du hast es geschafft, Peter. Dir ist es gelungen, den Tod zu überwinden.«

Der Lord schüttelte den Kopf. »Noch nicht ganz. Ich habe einen ersten Schritt in diese Richtung getan. Jedenfalls haben sich meine Forschungsreisen nach Haiti gelohnt. Ich habe bewiesen, daß nicht nur die Eingeborenen dort die Kunst des Voodoo beherrschen, sondern auch wir Europäer es erlernen können.«

»Ist das nicht eine Ausnahme, Peter?«

»Ja, und sie wird es auch wohl bleiben, wie ich die Dinge sehe, meine Liebe.« Er trank einen Schluck und schaute zu Gilbert hin.

»Sind Sie fertig?«

»Ja, Sir, das Feuer brennt so, wie Sie es sich wünschen.«

»Dann brauchen wir Sie nicht mehr, Gilbert.«

»Kann ich zu Bett gehen?«

»Gern.«

»Mylady.« Gilbert verbeugte sich. »Sir. Ich wünsche eine angenehme Nachtruhe.«

»Danke, Gilbert.«

Der Diener verschwand und ließ das Ehepaar zurück. Beide sprachen noch nicht miteinander. Sie starrten in die Flammen, deren Widerschein über ihre Gesichter huschte, und als der Lord sein Glas geleert hatte, stellte er die erste Frage.

»Wie fühlst du dich, meine Liebe?«

»Gut.«

»Es klingt eher wie das Gegenteil.«

»Ich fühle mich wirklich gut.«

»Und ich glaube dir nicht«, erwiderte der Lord. »Du bist so anders als früher, Mary.«

»Ich habe im Sarg gelegen.«

»Das weiß ich.« Der Lord nickte. »Aber ist es wirklich nur das, meine Teure?«

»Was sollte es sonst sein?«

Der Lord beugte sich vor. Er nahm eine Zigarette und zündete sie an. Den Rauch blies er gegen das Feuer. »Deine Sprache irritiert mich. Nicht die Wahl der Worte bei deinen Antworten. Nein, es ist die Monotonie, die mich stutzig macht. So hast du früher nicht geredet, Mary.«

»Es war die Zeit im Grab.«

»Die hast du gut überstanden.«

Mary verzog die Lippen. »Ja, dank deiner Hilfe habe ich sie gut überstanden, aber es hätte auch anders kommen können, wie du sicherlich weißt.«

»Ich habe die Dosis genau bemessen.«

»Ja, ich vertraute dir.«

Der Lord schüttelte den Kopf und schaute auf die Glut seiner Zigarette. Mary gefiel ihm immer weniger. Sie kam ihm vor wie eine Person, die ein schlimmes Erlebnis hinter sich hat. »Was, Mary, ist tatsächlich passiert? Ich möchte wissen, was du in deinem Zustand erlebt hast. Die Eingeborenen auf Haiti, die als Zombies zurückkehrten, haben nie konkrete Aussagen machen können. Sie liefen als tumbe Gestalten herum, irrten durch die Gegend und waren

nicht in der Lage, ein klares Wort zu sprechen. Das ist bei dir anders. Meine jahrelangen Forschungen haben Früchte getragen. Ich konnte die Dosis ein wenig verändern. Nur um eine Spur, doch das hat gereicht. Du bist nicht als eine tumbe Gestalt zurückgekehrt, du bist fast normal. Und dieses Wort *fast* bereitet mir Sorgen. Was hast du während deiner Zeit unter der Erde erlebt?«

Die Frau ließ sich Zeit mit der Antwort. »Ich… ich kann mich nicht mehr daran erinnern. Es war so dunkel.«

»Der Sarg? Oder war auch dein Geist verdunkelt?«

»Keine Ahnung. Vielleicht beides. Ich wollte dich verfluchen, Peter, aber ich schaffte es nicht. Nein, es war mir nicht möglich. Ich konnte einfach keinen Fluch aussprechen. Ich wurde eine Gefangene.«

»Deiner selbst?«

»Auch.«

»Was war das andere?« Die Fragen folgten jetzt Schlag auf Schlag.

Der Lord wollte Gewißheit haben.

»Ich weiß es nicht mehr.«

»Das heißt, du kannst dich nicht daran erinnern?«

»So wird es sein.«

Lord Danford nickte und lächelte. »Dann werde ich deiner Erinnerung nachhelfen.« Er stand auf.

»Was hast du vor?«

Der Lord blieb hinter seinem Sessel stehen und legte die Hände auf die Lehne. »Ich muß deine Erinnerung reaktivieren, sie zurückholen. Dafür gibt es nur eine Methode. Die Hypnose. Du weißt, Mary, daß ich sie beherrsche. Ich habe sie auch während meiner Studienreisen in die Karibik gelernt. Du weißt es.«

Lady Mary nickte. Sie widersprach nicht. Das hatte sie nie getan.

Ihrem Mann hatte sie immer vertraut, denn er hatte bisher in ihrer Ehe stets das Richtige unternommen.

Der Lord verließ das Zimmer. Sein Weg führte ihn in die Bibliothek, die gleichzeitig sein persönlicher Arbeitsraum war. Er besaß ein großes Fenster, durch das am Tage viel Licht fiel, so daß der große Raum nicht ganz so düster wirkte.

Jetzt war er dunkel, und der Mann schaltete die Beleuchtung an.

Er ging dorthin, wo ein Regal durch eine Halbrundung abgeschlossen wurde. In einem der Fächer stand genau der Gegenstand, den der Lord für seine Aufgabe benötigte.

Ein Metronom… Das schlichte Holzdreieck stand auf einer metallenen Platte. Vor dem Dreieck befand sich das Pendel. Es besaß einen runden Kopf, der hellgolden schimmerte.

Sehr vorsichtig trug der Lord das Metronom zurück in das Kaminzimmer, wo seine Frau noch immer wie starr in ihrem Sessel hockte und beide Hände auf die Lehnen gedrückt hatte.

Erst als ihr Mann einen Tisch zwischen sich und seine Frau rückte, schaute sie auf.

»Du hast es also geholt.«

»Ja, ich sagte es dir. Bist du bereit?«

Auch bei der nächsten Antwort regte sich im Gesicht der Frau kein Muskel. »Habe ich dir je widersprochen?«

»Nein, das hast du nicht. Außerdem war es stets zu deinem Besten, erinnere dich daran.«

»Natürlich.«

»Es wird wie immer sein«, erklärte der Lord. »Du wirst nichts spüren, überhaupt nichts. Du konzentrierst dich, schaust nur das Pendel an.«

»Fang an, Peter!«

Der Lord schob seine Hand vor und berührte das Pendel, so daß es nach rechts schwang und beide das erste »Klack« hörten.

Dieses monotone Geräusch würde von nun an die gesamte Phase der Hypnose begleiten.

Lady Mary konzentrierte sich darauf, auch durch die Worte ihres Mannes beflügelt. »Schau bitte nur auf das Pendel, meine Liebe. Schau hin, konzentriere dich. Es ist und bleibt wichtig. Das Pendel, nur das Pendel und laß dich entführen in eine andere Welt. Du hörst nur meine Stimme und das Geräusch des Metronoms. Mehr nicht. Konzentriere dich auf beide Dinge. Verstanden?«

»Ja…«

»Du bist hier bei mir und trotzdem weit weg. Du sitzt am Kamin in deinem Lieblingssessel, aber dein Geist geht auf eine ferne Reise. Er will und er wird diese Welt verlassen, auf der es ihm nicht mehr gefällt. Die Reise führt dich in andere Reiche, in weite Dimensionen, die nie eines Menschen Auge gesehen hat. Du tauchst ein in die Dunkelheit, die nie weichen wird, aber dein Geist wird sie durchdringen, und deine Stimme wird mir mitteilen, was du siehst. Hast du alles verstanden, Mary?«

Die positive Antwort war kaum zu verstehen. Auch hatte sich Marys Sitzhaltung nicht verändert. Vielleicht war sie wenig gespannter geworden, die Wimpern waren nach unten geklappt, so daß es wirkte, als hätte sie die Augen halb geschlossen.

»Befindest du dich schon auf der Reise, Mary?«

»Ich löse mich.«

»Das ist gut, sehr gut. Sag mir jetzt, was du empfindest. Hast du Erinnerungen?«

Die Lippen der Frau bewegten sich kaum, als sie sprach. »Ich habe Erinnerungen. Es ist wie vor Tagen, als du an meinem Bett standest und noch die Spritze in der Hand gehalten hast. Dann stachst du zu. Auch da erlebte ich dieses Gefühl. Aber jetzt liege ich nicht in einem Sarg…«

»Nein, du bist bei mir. Ich will von dir wissen, wohin dein Geist geht. In welch eine Richtung bewegt er sich?«

»Er flieht.«

»Weshalb?«

»Die Dunkelheit will er nicht ertragen. Er hat sich gelöst, er geht seinen eigenen Weg.«

»Kannst du das Ziel erkennen?«

»Noch nicht.«

Der Lord legte eine Pause ein, während das monotone Klacken des Pendels selbst das Zerplatzen der Holzscheite im Kamin übertönte.

Danford beobachtete das Gesicht seiner Frau. Verändert hatte es sich nicht. Es wirkte nach wie vor so eisern, fast wie das eines Zombies, ohne Gefühl, und so etwas Ähnliches wie einen Zombie hatte der Lord ja aus seiner Frau gemacht. Nur mit dem Unterschied, daß seine Frau, die er insgeheim auch Geister-Lady getauft hatte, normal atmete.

Er konnte sich auch vorstellen, daß dieses geheimnisvolle Ziel nicht neu für sie gewesen war. Sie mußte es schon einmal besucht haben, als sie in der kalten Erde lag.

Wann würde sie es jetzt erreichen? Vor allen Dingen, wer erwartete sie dort?

Der Lord hatte sich auch mit den Berichten klinisch Toter befaßt und genau nachgelesen. Diese Leute waren stets von einem Verwandten oder Bekannten im Jenseits erwartet worden. Möglicherweise hatte Mary so etwas auch erlebt.

Sie meldete sich wieder, ohne daß sie zuvor von ihrem Mann angesprochen worden war. »Ich bin immer noch unterwegs«, drang es stockend aus ihrem Mund. »Noch immer befinde ich mich auf der Reise. Das Ziel ist so weit, so weit…«

»Kann es das Jenseits sein?«

»Das Jenseits?« wiederholte Mary. »Nein, eine Welt, eine andere Welt. Nicht die unsere.«

»Siehst du jemand?«

»Die Sonne.«

»Du meinst das Licht, zu dem alle Geister streben?«

»Eine rote Sonne.«

Die Lippen des Lords zuckten. Es gefiel ihm überhaupt nicht, daß dieser Geist einen Weg ging, der seinen eigenen Theorien widersprach. Er hatte damit gerechnet, einen Blick ins Jenseits durch Mary werfen zu können. Wie es jetzt aussah, verlief die Sache ganz anders.

Allmählich wurde auch der Lord von einer gewissen Spannung erfaßt, die er als höchst ungewöhnlich empfand. Diese Hypnose verlief anders, als er es sich vorgestellt hatte. Dabei ging er nicht davon aus, daß seine Frau ihn anlog. Sie mußte tatsächlich etwas gesehen haben.

Mary zeigte auch jetzt eine gewisse Erregung. Ihre Stimme verstärkte

sich, die Tonlage wurde schärfer und gleichzeitig schriller.
»Ja, ich kenne den Weg. Ich bin ihn schon einmal gegangen. Du trägst die Schuld daran, du hast mir das Gift eingespritzt. Nur deshalb konnte ich dorthin. Es ist gefährlich, sehr gefährlich. Kein Jenseits, eine andere Welt, eine völlig andere. Die rote Sonne, sie leuchtete so stark, sie ist so grausam, sie brennt mir das Fleisch von den Knochen!« schrie sie plötzlich, und ihre Stimme versackte in einem krächzenden Gurgeln. Das andere, das nur sie sah, mußte einen ungemein starken Druck auf sie ausüben, sonst hätte sie nicht so reagiert. Sie hatte von einer Sonne gesprochen, die das Fleisch von den Knochen brannte.
Furchtbar… Der Lord machte sich Vorwürfe. Niemals zuvor war eine Hypnose so verlaufen. Es war zu befürchten, daß er die Kontrolle über sein Medium verlor. Das wollte er auf keinen Fall. Lieber holte er seine Frau zurück, doch sie ließ sich nicht beirren.
Ihre Stimme nahm einen noch schrilleren Klang an. Wieder sprach sie davon, bald am Ziel zu sein. »Ja!« rief sie laut. »Ja, ich sehe es. Die Sonne ist nah, aber nicht nur die Sonne. Da ist noch etwas.«
»Was?« rief der Lord dazwischen. »Was lauert noch dort?«
»Ein Geist! Nein, kein Geist, das ist eine Frau, die ich sehe. Eine Frau und ein Geist, sie stehen vor der Sonne. Sie haben schwarze Haare, sie wehen…«
»Kennst du die Frau?«
»Ich habe sie zweimal gesehen. Sie ist mir unbekannt. Trotzdem weiß ich ihren Namen.«
»Sag ihn mir!«
Schnappend atmete die Frau ein. »Shao«, flüsterte sie. »Die Frau heißt Shao…«

***

Nach diesem Wort verstummte die Geister-Lady, und ihr Mann dachte darüber nach, was sie wohl damit gemeint haben konnte.
»Shao.« Er wiederholte den Namen. »Ich kenne niemand, der so heißt. Es klingt nicht europäisch. Ich bin viel gereist, war auch im Osten und habe das Gefühl, es mit einer Chinesin oder Japanerin zu tun zu haben. Kannst du mehr sagen?«
Mary Danford war nicht mehr ansprechbar. Ohne zuvor eine Regung zu zeigen, kippte sie plötzlich nach vorn und wäre aufs Gesicht gefallen, wäre der Lord nicht so schnell aus dem Sessel gesprungen, um sie aufzufangen.
Er hielt sie fest, spürte unter seinen Händen den Stoff und den eiskalt gewordenen Körper, so daß er das Gefühl bekam, eine Tote in den Armen zu halten.
Ja, sie war so kalt wie eine Leiche!
Schräg hinter ihr brannte das Feuer. Die Flammen waren wesentlich

kleiner geworden. Sie hätten wieder neue Nahrung brauchen können, aber darüber machte sich der Lord im Moment keine Gedanken. Vorsichtig drückte er seine Gattin zurück und setzte sie wieder in den Sessel, so daß sie Kontakt mit der Rückenlehne hatte und nicht wieder nach vorn fallen konnte.

Noch immer lief das Metronom. Danford konnte das Geräusch plötzlich nicht mehr hören. Er stellte das Gerät ab.

Bleich wie ein Bettuch wirkte Mary. Aus ihrem Körper schienen das Leben und die Kraft herausgelaufen zu sein. Sie schaute ihren Mann an, ohne ihn recht zu sehen. Der Blick glitt einfach hindurch.

Danford drehte sich um. Sein Gesicht wirkte grau. »Es gibt Grenzen«, flüsterte er, »es gibt tatsächlich Grenzen, obwohl ich daran früher nicht geglaubt habe oder nicht daran glauben wollte. Man hat es mir gezeigt, man hat es mir bewiesen.«

Trotz seiner zahlreichen Forschungen war er Realist geblieben und glaubte noch an einen guten Tropfen. Alkohol macht manchmal munter. Deshalb goß er seiner Frau einen Doppelten ein.

Sie schaute ihn an, als würde sie ihn überhaupt nicht erkennen. Er war kein Fremder für sie, er hatte die Hypnose durch das Abstellen des Metronoms gelöscht. Sie war wieder in der Realität, sie atmete, sie konnte reden, lachen, weinen, mit einem Wort: Mary lebte.

»Nimm einen Schluck!«

Die Geister-Lady rührte sich nicht. Sie schien ein Eisblock zu sein.

Der Lord wollte ihr noch eine Chance geben, sich zu erholen. Deshalb nahm er wieder Platz, schenkte sich ebenfalls einen Whisky ein und bekam plötzlich große Augen.

Den Whisky vergaß er. Was mit seiner Frau passierte, war viel schlimmer. Feuer gibt nicht nur Licht, auch Schatten. Er schob es zunächst auf diese unterschiedlichen Reflexe aus dem Kamin, aber das war es auch nicht. Er hatte sich nicht getäuscht.

Die linke Körperhälfte seiner Frau – und zwar vom Kopf bis hin zum Fuß – zeichnete sich unter dem gelben Kleid als Knochengerüst ab…

***

Suko hatte seine Forderung ausgesprochen und wartete nun auf Sir James Powells Reaktion.

Der tat zunächst einmal nichts. Er blieb starr hinter seinem Schreibtisch sitzen, und auch seine Hände, die auf der Platte lagen, bewegten sich um keinen Millimeter.

»Haben Sie gehört, Sir?«

»Ja, Sie sprachen laut und deutlich. Sie haben auch nicht um das Problem herumgeredet. Ich kann Sie sogar begreifen, Suko. Aber wissen Sie auch, was es bedeutet, den Würfel zu besitzen?«

»Wen fragen Sie das?«

»Entschuldigung, es kam mir nur so in den Sinn. Sie sind also zu mir gekommen, weil ich den zweiten Schlüssel besitze, der uns zu den Panzerschränken des Yard führt.«

»Sehr richtig.«

»Haben Sie den ersten Schlüssel?«

»Ich trage ihn bei mir, Sir.«

»Er gehört nicht allein Ihnen, Suko, auch John Sinclair. Das wissen Sie.«

»Glauben Sie denn, ein Mann in meiner Situation würde danach fragen? Nein, ich stehe vor der Entscheidung. Alles oder nichts. Ich habe mich für alles entschieden. Es ist die letzte Chance, die ich noch habe.«

»Der Würfel kann vieles, das gebe ich zu. Aber er wird kaum in der Lage sein, Tote zum Leben zu erwecken. Und Shao ist tot, das wissen Sie ebensogut wie ich.«

»Ich lege das anders aus. Es ist uns nicht vergönnt gewesen, Shao zu begraben. Und das muß einen Grund gehabt haben. Ich kenne die Macht der japanischen Dämonen. Möglicherweise war es Shaos Glück, daß sie von der Sonnengöttin abstammte und man sie nicht so behandelte wie einen normalen Menschen. Sie verstehen, nicht wahr?«

»Noch nicht.«

Suko hatte keine Lust, weitere Erläuterungen abzugeben. »Jedenfalls habe ich mir über den Fall meine eigenen Gedanken gemacht. Das ist nicht mehr als legitim.«

»Und Sie wollen nicht warten, bis John Sinclair zurück ist?«

»Nein, ich habe in den letzten Wochen allein gelebt und werde auch weiterhin ohne ihn auskommen. Möglicherweise rufe ich ihn an. Er wird Verständnis haben.«

»Das glaube ich nicht. Wenn Sie sich zu zweit der Sache annehmen, sind Sie stärker.«

»Ich habe mich entschieden.«

Sir James nickte. »Das heißt mit anderen Worten, daß ich mich auch zu entscheiden habe.«

»Genau, Sir.«

»Und wenn ich mich nun gegen Sie entscheide, Suko?«

Das Gesicht des Inspektors blieb ausdruckslos. »Sir, das könnte ich nicht hinnehmen. Ich müßte, so leid es mir auch im Prinzip tut, Gewalt anwenden, was ich aber nicht will, wenn Sie vernünftig sind. Ich würde Ihnen den Schlüssel mit Gewalt abnehmen.«

Sir James beugte sich vor. »Würden Sie auch schießen?«

»Ja!«

Der Superintendent hatte die Antwort gehört und mußte zunächst einmal darüber hinwegkommen. Er beugte sich vor. »Das wäre Mord, Sie wissen es, Suko. Und damit würden Sie ihre Chancen auf ein

Nichts reduzieren. Es gäbe dann kein Zurück mehr.«

»Sir, Sie sagen mir nichts Neues. Ich habe lange genug darüber nachgedacht und bin zu dem Entschluß gekommen, daß ich anders einfach nicht handeln kann. Ich muß in dieser Lage einfach alles auf eine Karte setzen. Ich habe Shao verloren. Hat mein Leben dann überhaupt noch einen Sinn ohne sie? Wenn Sie sich weigern, Sir, werde ich Shao niemals finden können. Ich brauche den Würfel, und ich kann nicht mehr so lange warten, bis John zurückkehrt.«

»Es kann nicht lange dauern. Er ist in Paris…«

»Meinetwegen kann er in Australien sein. Ich gehe den Weg allein, und Sie werden ihn mir ebnen. Erheben Sie sich, Sir!«

Der Superintendent schaute seinen Inspektor scharf und lauernd an. Er sagte nichts. In Sukos Gesicht und in seinen Augen las er den unbeugsamen Willen, den Weg bis zum bitteren Ende zu gehen, auch wenn dieser ins Verderben führte.

»Wollen Sie nicht, Sir?«

»Doch, Suko, ich will. Ich hätte mich auch weigern können. Mich hat Ihre Drohung nicht einmal geschreckt, nur betroffen gemacht. Ich appelliere aber an Ihren gesunden Menschenverstand, daß Sie es nicht zu weit treiben. Denken Sie immer daran, daß auch Sie den falschen Weg eingeschlagen haben können.«

»Es ist der richtige.«

»Wie Sie meinen, Suko.« Sir James stemmte sich in die Höhe. Er schüttelte dabei den Kopf, weil Sukos Handlung seiner rationalen Denkweise widersprach.

»Wo haben Sie den Schlüssel, Sir?«

»Hier im Büro.«

Der Superintendent ging auf einen Teil der holzgetäfelten Wand zu und schob ihn zur Seite, so daß ein kleiner Safe sichtbar wurde.

Suko kannte den Safe. Sir James hatte ihn vor seinen Mitarbeitern nie verborgen gehalten.

Nur die Kombination war dem Inspektor nicht bekannt. Er wollte sie auch nicht wissen, für ihn war der zweite Schlüssel wichtig, den Sir James aus dem Safe hervorholte.

Sorgfältig schloß er die Tür wieder zu und drehte sich um. »Ich habe den Schlüssel, Suko.«

»Dann gehen wir.«

»Mit der Waffe in der Hand?« Sir James deutete auf Sukos Beretta.

»Nein, die brauche ich nur einmal.« Mit diesen Worten sprang Suko auf seinen Vorgesetzten zu.

Der Superintendent sah noch den gewaltigen Schatten. Er traf nicht einmal Anstalten, auszuweichen. Etwas prallte gegen seine Schläfe und löschte sein Bewußtsein aus.

Um Sukos Mundwinkel lag ein schmerzlicher Zug, als er den

fallenden Körper auffing. »Es tut mir leid«, sagte er flüsternd. »Mir blieb keine andere Wahl.«

Vorsichtig schleifte er seinen Chef zu dessen Sessel und drückte ihn dort nieder.

Sir James blieb sitzen. Der Kopf sank zur Seite, wurde aber abgestützt. Suko interessierte der Schlüssel. Sein Chef hatte ihn in der rechten Hand gehalten, die Faust beim Fall aber geöffnet, so daß der Schlüssel auf dem Teppich lag.

Suko hob ihn auf und steckte ihn ein. Er hatte keine andere Möglichkeit mehr gesehen, als so zu handeln. Sicher, er hätte Sir James vertrauen können, doch verlassen konnte er sich nur auf sich selbst.

Bis er an den Würfel herankam, war es noch ein langer Weg. Suko würde ihn gehen und auch sämtliche Hindernisse zur Seite räumen, sollten sie ihn behindern.

Um diese Zeit war in der oberen Etage, in der die Büros der Geisterjäger lagen, nichts los. Selbst die Putzfrauen hatten das Gebäude bereits verlassen.

Im Lift steckte Suko die Waffe erst weg. Gedanklich konstruierte er seinen Weg noch einmal nach und kam zu der Überzeugung, keinen Fehler gemacht zu haben.

Direkt bis in die Unterwelt fuhr er. Sie wurde von den Kollegen so genannt, denn in den Kellerräumen gab es keine Fenster und auch keine Freundlichkeit. In den wissenschaftlichen Abteilungen wurde knallhart gearbeitet und geforscht.

Suko betrat den Trakt, wo die Panzerschränke lagen. Man kannte ihn und gewährte ihm auch Zutritt zu diesen Räumen. In eine Art von Besucherbuch mußte er sich noch eintragen, dann konnte er den Raum betreten, wo er den Würfel finden würde.

Es gab Zeiten, da hatte hier jemand als Wache gesessen. Das allerdings war zu gefährlich gewesen. Dämonische Kräfte hatten schon zugeschlagen und diese Wache getötet.

Unangefochten konnte Suko den Raum betreten, auf den es ihm ankam. Er sah den großen Panzerschrank und steckte beide Schlüssel in die dafür vorgesehenen Schlösser.

In die entgegengesetzten Richtungen drehte er sie herum. Wenig später konnte er die Tür öffnen.

Suko hatte nur noch Augen für den Würfel. Vorsichtig nahm er ihn aus dem Fach und hielt ihn wie einen kostbaren Edelstein zwischen den Händen.

Als er lächelte, war es nicht freundlich, eher triumphierend. Sie hatten ihm Shao genommen, aber Suko war fest entschlossen, sich dafür auf seine Art und Weise zu rächen.

Auch auf dem Rückweg begegnete ihm niemand, und selbst der

Kollege am Empfang enthielt sich eines Kommentars.
Es war auch besser so. Suko befand sich in einer Stimmung wie ein Vulkan kurz vor dem Ausbruch…

***

Mary skelettierte!
Die Sonne brennt dir das Fleisch von den Knochen. So hatte sie gesprochen, und an diesen Satz erinnerte sich der Lord wieder. Er war zu einer schaurigen Tatsache geworden.
Danfords Gesicht sah im Schein des Feuers verzerrt aus. Er wußte nicht, was er machen sollte, seine Gedanken jagten sich, und jede Idee schien einen Schweißtropfen auf seine Stirn zu treiben.
Hatte *Mary* oder *ihr Geist* die rote Sonne gesehen? Wenn es der Geist gewesen war, weshalb skelettierte aber dann ihr Körper? Das war doch ein Widerspruch in sich, denn auf ihren Reisen waren Körper und Geist voneinander getrennt gewesen.
Einmal hatte der Körper im Sarg gelegen, zum anderen im Sessel gehockt. Nach normalen Maßstäben konnte er nicht skelettieren.
Aber was war hier schon normal?
Der Lord saß starr da, und trotzdem kam er sich vor wie auf heißen Kohlen hockend. Die Haut unter dem Kleid fiel nicht ab, sie war einfach nicht mehr da, als hätte sie sich aufgelöst.
Unfaßbar… Auch das Gesicht wurde nicht verschont.
Der Lord wollte es nicht zugeben, aber er mußte es einsehen. Vor ihm hockte keine Frau mehr, sondern ein Monstrum. Eine Mischung aus Mensch und Skelett.
Durfte so etwas noch leben?
Danford war ein harter Mann. Er hatte seine Prinzipien und wich auch nicht von ihnen ab. Ihm war klar, daß er durch seine Versuche an der eigenen Frau einen Riesenfehler begangen hatte, den er nun egalisieren wollte. Da gab es nur eine Möglichkeit.
Mary mußte sterben!
Noch konnte er sich nicht überwinden und sprach sie an. »Mary, hörst du mich?«
Sie hörte ihn bestimmt, auch wenn ein Ohr nur mehr aus Knorpeln bestand und die Haare an der linken Seite strähnig geworden waren. Aber sie gab keine Antwort, sondern zog den Mund in die Breite, und dieses angedeutete Lächeln gefiel dem Lord gar nicht.
Es kam ihm kalt und haßerfüllt vor. Er verstand seine Frau sogar.
Sie war kein Mensch mehr, sie mußte ihn einfach hassen. Doch genau dieser Ausdruck war es, der seinen Entschluß endgültig werden ließ.
Lord Danford wollte sich von diesem Monstrum befreien. Seine Fehler sah er ein, er hatte geforscht und war genau den berühmten

Schritt zu weit gegangen, weil er die metaphysischen Mächte nicht mit in sein Kalkül einbezogen hatte.

Er schaffte es trotzdem noch, dieses Wesen vor ihm anzulächeln, als er aufstand. Mary sagte nichts mehr, aber sie veränderte sich auch nicht weiter. Diese rote Sonne, von der sie gesprochen hatte, schien sie nur an der linken Körperhälfte getroffen zu haben.

Der Lord kam sich vor, als würden unter seinen Sohlen rohe Eier kleben, als er sich auf den Weg machte. Bewußt schaute er Mary nicht an, aber sie mußte den Schweiß auf seiner Stirn sehen, vielleicht auch das Zucken an den Wangen und das Vibrieren der Mundwinkel. Er hatte Mary zwar vor über 30 Jahren geheiratet, dennoch war er im Prinzip ein Einzelgänger geblieben.

Lord Danford hatte nur mehr für sich und seine Ideen sowie Forschungen gelebt.

Sehr vorsichtig hob er eine Hand. Mary schaute nicht einmal auf, als ihr Mann die Fläche auf das Haar legte und es nach unten drückte. Er spürte unter den Strähnen den Knochen.

Dann hörte er ihr Lachen. Es klang etwas kichernd. »Hast du etwas vor, Peter?«

»Nein!«

Sie hielt ihn plötzlich fest. Ihre Knochenhand spannte sich um sein Gelenk.

Peter wollte sich natürlich von ihrem Griff lösen, aber die Kräfte seiner Frau waren einfach zu stark. »Bleib, mein teurer Gatte. Bleib nur bei mir. Ich habe dir etwas zu sagen.«

Er schaute auf die Sitzende. Sie hatte ihre Haltung nicht verändert und auch nicht den Kopf gedreht. So fiel ihr Blick auf den leeren Sessel des Lords.

»Was immer du tun willst, Peter, du schlägst den falschen Weg ein. Das will ich dir sagen. Ich bin nicht mehr die, die ich einmal war. Ich habe viel gesehen, ich habe mich verändert. Deine Kunst hat mir andere Welten eröffnet, und ich möchte dir sagen, daß dies nicht gerade von Vorteil für dich ist. Jetzt bin ich dir über.«

»Wie meinst du das?«

»Bisher habe ich getan, was du wolltest. Das ist vorbei. Du wirst mit mir leben müssen, Peter. Mit einer Gezeichneten, verstehst du? Mit einer Mischung aus Geist, Monstrum und Mensch. Niemand kann dir dies abnehmen. Ich würde es als Schicksal bezeichnen. Dein Schicksal und mein Schicksal sind fest miteinander verknüpft.«

Lord Peter Danford lachte krächzend. »Meine Teure, ich hatte gar nicht vor, dich zu verlassen.«

»Oh, willst du deine Reisen aufgeben?«

»Nein, ich meine…«

»Das brauchst du nicht, Peter. Nur mußt du mich auf deine Reisen

mitnehmen. Das ist meine Bedingung. Ich will an deiner Seite sein, und möglicherweise bin ich dir sogar eine große Hilfe, nicht wahr, mein Liebling.«

»Du hast recht.«

Mary löste ihren Griff. Danford schaute zu, wie die Knochenfaust sich öffnete und der Druck endlich verschwand. Er ging einen großen und schnellen Schritt vor.

Plötzlich fühlte er sich von dem Druck befreit, aber die Stimme seiner Gattin erreichte ihn auch noch später, als er dicht neben dem Kamin stehenblieb.

»Was hast du vor, Peter?«

»Ich möchte noch ein paar Holzstücke ins Feuer werfen.«

»Ist dir kalt?«

»Nein, aber ich denke an dich.«

»Um mich brauchst du dir keine Sorgen zu machen, mein Bester. Ich friere nicht. So etwas war einmal, hat es gegeben, aber darüber brauche ich nicht mehr zu reden.«

»Dann ist es gut.«

Der Lord hatte den Satz kaum ausgesprochen, als er seinen rechten Arm ausstreckte und sich seine Hand auf einen schweren eisernen Schürhaken zubewegte, der an der Seitenwand des Kamins hing. Zwar hatte ihm Mary erklärt, daß ihr keine Waffe etwas anhaben könnte, darauf wollte sich Lord Peter aber nicht verlassen.

Der Schürhaken war ideal für sein Vorhaben. Er verursachte auch kein Geräusch, als er ihn von der Wand wegnahm, den Griff mit der rechten Hand umklammerte, er das Gewicht spürte und plötzlich ein kaltes Leuchten in seine Augen trat.

Kalt und grausam… Langsam drehte er sich um!

Auch jetzt war kein Geräusch zu hören. Der dichte Teppich schluckte alles. Bevor sich der Lord in Bewegung setzte, schaute er auf den Sessel, wo seine Frau hockte.

Das Sitzmöbel besaß eine sehr hohe Rückenlehne. Dennoch schaute ein Teil der Haare über die Kante hinweg.

Ein Zielobjekt!

Wieder durchzuckte ein Zittern den Mann. Es kostete ihn Überwindung, den schweren Schürhaken zu heben und sich dabei in Bewegung zu setzen. Wieder ging er so leise wie möglich, blieb aber eine halbe Körperlänge hinter dem Sessel stehen.

Er hob den rechten Arm!

Aus dem Kamin fiel noch das flackernde Feuerlicht. Es malte Streifen über die Gestalt des Mannes, der durch den Schürhaken in seiner Rechten und mit erhobenem Arm wie eine Plastik wirkte, in die plötzlich Bewegung geriet, als er zuschlug.

Er hatte genau gezielt – und traf!

Er hörte den Aufschlag, dieses widerliche Geräusch und dann den dumpfen Prall, als die Kante des Schürhakens auf die Rückenlehne schlug, so daß ihm die Waffe fast aus der Hand gerissen wurde, aber er sah seine Frau nicht kippen.

Sie blieb sitzen.

Lord Peters Arm sank nach unten. Die Kante des Schürhakens schleifte dabei über den Teppich, und in Lord Peters Hirn überschlugen sich die Gedanken.

Weshalb saß sie noch in ihrem verdammten Sessel? Warum fiel sie denn nicht zur Seite?

Mary regte sich nicht. Sie hockte steif da. War sie vielleicht auch so erledigt?

Der Lord irrte sich. Seine Frau war nicht erledigt. Im Gegenteil. Sie meldete sich auf eine für ihn makabre Art und Weise, denn ihr Lachen hallte triumphierend durch den Kamin…

***

Der Lord stand regungslos da. Er konnte es nicht begreifen, stierte ins Leere, hörte das Lachen und wunderte sich darüber, als er es nicht mehr vernahm. So sehr hatte er sich bereits daran gewöhnt.

»Na, mein lieber Gatte? Habe ich dir nicht gesagt, daß du mich nicht schaffen kannst? Ich werde bei dir bleiben. Für immer, das habe ich dir gesagt. Du bist mit mir gesegnet worden, Darling. Ich bleibe an deiner Seite. Bis daß der Tod uns scheidet, hat man gesagt. Aber nur dich kann der Tod scheiden, ich habe ihn überwunden, dank deiner Hilfe. Komm zu mir und schau mich an.«

»Nein, nein!« Danford stieß die beiden Worte hervor. »Nein, ich schaffe es nicht. Ich bleibe hier.«

»Ein Mann hat an der Seite seiner Gattin zu sein, Peter. Hast du das vergessen?«

»Ich will aber nicht!«

»Du kommst!«

Diesmal gehorchte der Lord. Er ließ den Schürhaken fallen, der sich in den weichen Flor des Teppichs eindrückte. Lord Peter hielt die Arme vom Körper gespreizt, als er um den Sessel herumschritt, damit er den Wünschen seiner Frau nachkommen konnte.

Sie starrten sich an.

Peters Augen weiteten sich. Er hatte damit gerechnet, Mary mit eingeschlagenem Schädel vor sich sitzen zu sehen, doch sie sah noch so aus wie vor dem Treffer. Darüber kam der Lord nicht hinweg.

»Ist was?« fragte die Geister-Lady.

Peter Danford ging zurück. Er fiel in seinen Sessel, griff nach dem Whisky und trank direkt aus der Flasche. Als er sie wieder absetzte, rann noch ein Teil der Flüssigkeit an seinem Kinn herab und

versickerte im Hemdkragen.

Die Geister-Lady nickte. »Ja, trink ruhig, mein edler Gatte. Es sei dir gegönnt. Wahrscheinlich wird der Alkohol in der nächsten Zeit dein einziger Trost sein, denn hier wird sich einiges ändern, das kann ich dir versprechen.«

»Was?« Er fragte es krächzend.

»Ich übernehme das Kommando, denn ich bin geschickt worden. Ich habe die rote Sonne gesehen, ich sah eine Person, dunkelhaarig, einen Geist möglicherweise. Shao!« Sie bewegte den Kopf. »Ja, ich habe einen Blick in das Totenreich werfen können, doch es war ein anderes Reich als das, das du dir vorgestellt hast. Ich habe es gesehen und komme mir vor wie eine Botin. Verstanden?«

»Nicht ganz…«

Lady Mary winkte mit der Knochenhand ab. »Das macht nichts. Das macht überhaupt nichts. Wir bleiben beisammen und werden unsere Aufgaben gemeinsam lösen…«

***

Gilbert, der Butler, stand schon seit langen Jahren in den Diensten der Danfords. Er war auch so, wie ein Butler sein mußte. Leise, diskret, verschwiegen.

Wäre er dies nicht gewesen, hätte niemand mehr einen Blumentopf von ihm genommen.

Aber es gab Dinge, die er nicht akzeptieren konnte. Irgendwo mußte es eine Grenze geben.

Die Grenze hatte dort angefangen, als ihn der Lord mit zum Familien-Friedhof nahm, um die Lady aus dem Grab zu holen. Seit fünf Tagen hatte sie in der kalten Erde gelegen. Sie war lebendig gewesen, war gelaufen, hatte das Grab verlassen, als wäre nichts geschehen.

Gilbert wußte ja, daß sein Brötchengeber ein besonderer Mann war, sehr belesen, an vielen Dingen interessiert und auch ein weit gereister Mensch, der sich besonders mit den Praktiken der Eingeborenen fremder Länder auseinandergesetzt hatte.

Er hatte zwar nie konkret mit seinem Butler darüber gesprochen, aber auch Andeutungen reichten aus, und er hatte stets betont, daß es ihm irgendwann gelingen würde, den Tod zu überwinden.

Wie die Eingeborenen auf Haiti, die Zauberer, die Docs, die wahren Meister des Voodoo.

Experimente, die Weißen verborgen bleiben sollten. Um Tabus hatte sich der Mann nie gekümmert. So war er nach Haiti gefahren und auch erfolgreich zurückgekehrt, wie er sagte.

Das Experiment war geglückt. An seiner eigenen Frau hatte der Lord es ausprobiert und keinen Menschen in seine Pläne eingeweiht. Alle hielten Lady Mary für tot.

Das hatte auch der Butler getan, bis er eines Besseren belehrt worden war und für sich persönlich fand, das dies ein Grund war, die Diskretion aufzuheben.

Mit anderen Worten: Gilbert wollte endlich wissen, was in diesem Hause geschah. Erst wenn er darüber informiert war, würde er sich seine weiteren Schritte überlegen, die durchaus in eine Kündigung münden konnten.

Lord und Lady Danford hatten allein sein wollen. Verständlich.

Das hätte Gilbert auch normalerweise akzeptiert, aber der Normalfall war nicht mehr gegeben.

Die Lady war aus dem Sarg zurückgekehrt, hatte ihr Grab verlassen und hockte nun zusammen mit ihrem Gatten vor dem Kamin.

Sie hatten sich einiges zu sagen, das wußte der Butler auch, als er in seinem Zimmer nachdenklich auf- und abging.

Sein Entschluß stand plötzlich fest. Er hatte jahrelang die Diskretion geübt. Das war vorbei. Gilbert wollte endlich wissen, was in diesem Hause gespielt wurde.

Aus diesem Grunde verließ er seinen Raum, nahm die breite Flügeltreppe nach unten und blieb vor der Tür des Kaminzimmers mit klopfendem Herzen stehen.

Jetzt bekam er doch Gewissensbisse. Was er vorhatte, tat ein englischer Butler normalerweise nicht.

Es mußte sein.

Die Fläche seiner rechten Hand war mit Schweißtropfen bedeckt, als er sie auf die Türklinke legte. Sehr vorsichtig drückte er die Klinke nach unten. Jedes überflüssige Geräusch wollte er vermeiden.

Gilbert kannte das Haus, er trug auch die Verantwortung dafür, daß alles funktionierte. So war es auch mit der Tür.

Sehr gut geölt, schwang sie lautlos auf.

Gilbert warf einen Blick in das Zimmer.

Kaum etwas hatte sich verändert, sah er davon ab, daß das Kaminfeuer neue Nahrung hätte gebrauchen können.

Der Lord hatte seinen Platz verlassen und nach einem schweren Schürhaken gegriffen. Er hielt ihn in der rechten Hand und schlich auf den Sessel zu, in dem seine Gattin saß.

Das roch nach Mord!

Einem ersten Impuls folgend, wollte der Butler die Tür wieder schließen. Es siegte seine Neugierde, und so schaute er zu, wie der Lord dicht hinter dem Sessel stehenblieb und den Schürhaken anhob.

Er schlug nur einmal zu.

Gilbert hatte das Gefühl, bewußtlos zu werden. Er wurde es nicht, dafür sah er, daß der Lord zurücktrat, er hörte das Lachen der Lady und erlebte schreckliche, alptraumhafte Sekunden.

Wie konnte jemand leben, der von einem Schürhaken mit voller

Wucht am Kopf getroffen worden war?
Sie lebte nicht nur, sie lachte und sprach auch mit ihrem Mann, der zum Mörder hatte werden wollen.
Gilbert bekam jedes Wort mit. Sein Gehör und sein Gedächtnis funktionierten ausgezeichnet. So vernahm er jedes Wort, und er behielt es auch. Allmählich wurde ihm klar, daß sich in diesem Haus so viel verändert hatte, daß er einfach nicht länger bleiben konnte.
Es war ihm nicht möglich, mit diesen Menschen zusammenzuleben.
Für ihn waren es keine Menschen, sondern reine Monstren, schreckliche Typen, die das Grauen verbreiteten. Er wollte auf keinen Fall in diesen Kreislauf des Schreckens mit hineingezogen werden.
Gilbert zitterte, als er sich zurückzog und die Tür schloß. Soweit er festgestellt hatte, war er von den anderen nicht bemerkt worden. Sie ahnten nichts von einem Zeugen.
Der Butler wollte nicht mehr hoch in sein Zimmer. Geld trug er bei sich. Er konnte in ein Hotel gehen, und der Kleinwagen, den er fuhr, parkte auch günstig.
Noch war es Zeit, dieses Haus zu verlassen, und so zögerte Gilbert keine Sekunde länger.
Als er hinter dem Lenkrad saß und den Fiat startete, kam er sich vor, als wäre er aus einem Traum erwacht.
Alles, was er gesehen hatte, schien nicht wahr gewesen zu sein.
Im nachhinein aber überwältigte ihn die Erinnerung, und er wußte auch, was er zu tun hatte.
Gilbert wollte zur Polizei gehen.
Aber nicht in irgendein kleines Revier, sondern direkt zu den besten unter den Polizisten.
Zu Scotland Yard!

***

Während mir der herrliche Kaffeeduft in die Nase stieg, sagte Glenda Perkins, meine Sekretärin, folgendes: »Ich kenne Leute, die sehen anders aus, wenn sie aus Paris kommen.«
»Wie denn?«
»Glücklicher.«
»Na ja. Dann haben die vielleicht andere Dinge erlebt als ich. Mich hat jedenfalls niemand glücklich gemacht.«
»Also keine Frau?«
Ich nahm den ersten Schluck, den zweiten sofort danach und erwiderte: »Bis jetzt habe ich noch nicht von Templerinnen gehört. Nur von Templern. Frauen spielen bei ihnen keine Rolle.«
»Eine Macho-Gesellschaft.«
»Meinetwegen auch das.«
»Willst du dich nicht streiten?« fragte Glenda und schaute zu, wie ich

mich zurücklehnte.
»Nein, du?«
»Ich bin heute in Form.«
»So siehst du auch aus.«
Ihre Augen blitzten. »Was soll das heißen?«
»Die neue Herbsthose, die scharfe Bluse, da steckt schon was dahinter.«
Glenda verzog die Mundwinkel. »Das ist typisch für dich, so zu reagieren.«
»Mir ist noch etwas aufgefallen.«
»Was denn?«
Ich grinste, trank noch einen Schluck und fragte: »Soll ich es wirklich sagen?«
»Ich bitte dich darum.«
»Aber steinige mich anschließend nicht.«
»Keine Sorge, ich kratze dir nur die Augen aus. Das wirst du ja verkraften können.«
»Zur Not bestimmt.« Ich hob die Hand. »Ja, was ich dir noch sagen wollte. Du hast den gleichen Kurzhaarschnitt wie Jane Collins. Habt ihr euch abgesprochen?«
Glendas Nasenflügel weiteten sich, als sie die Luft einsaugte. »Auf so etwas antworte ich dir doch gar nicht, du Ekel.«
»Aber das stimmt.«
»Ja, ja, ich weiß…«
Ich warf einen Bleistift locker hoch und fing ihn wieder auf. »Immer noch eifersüchtig?«
»Nein!«
Sie sagte das Wort so, daß ich es ihr glauben konnte oder auch nicht. Es war auch egal. Ich wechselte das Thema und kam zu einem wesentlich ernsteren Problem.
»Was ist mit Suko?«
Glenda drehte sich ab und ließ sich auf den Stuhl des Inspektors fallen. Für mich irgendwie ein Zeichen, daß sich mein Freund und Kollege noch nicht gemeldet hatte.
»Nichts?« fragte ich.
Sie schüttelte den Kopf und nickte dann.
»Wie soll ich das wieder verstehen?«
»John, man hat mich nicht eingeweiht, aber ich werde das Gefühl nicht los, daß Sir James Powell mehr weiß, als er mir gegenüber zugeben will. Er hat auf dich gewartet.«
»Weshalb bin ich dann noch nicht bei ihm?«
»Weil er noch beim Arzt ist.«
»Ist er krank?«
»Nicht direkt. Er sagt ja nichts. Mir erzählte er, daß sein Kopf

untersucht werden sollte.«
Ich grinste. »Vielleicht eine Verkalkung.«
»Das glaube ich nun nicht.«
»Okay, Glenda, war auch nur ein Scherz. Kommen wir wieder zu Suko. Du weißt also nichts?«
»Nein, er ist und bleibt verschwunden, obwohl er hier im Yard war, wie ich hörte. Das war vorgestern am Abend.«
Ich wäre fast in die Höhe gesprungen, hielt mich im letzten Augenblick noch zurück. »Tatsächlich?«
»Ich hörte es.«
»Von wem?«
»Nicht von Sir James. Es kam mir auch vor wie ein Gerücht. Jedenfalls hat der Kollege in der Halle Suko gesehen. Suko muß nach Sir James gefragt haben. Er war auch nicht lange da. Mehr weiß ich auch nicht.«
Ich ballte die Hand und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Verdammt, man hätte ihn festhalten müssen.«
»Wie denn, John?«
»Ja, du hast recht. Es war dumm von mir, so zu reagieren. Aber er ist nicht ohne Grund erschienen. Irgend etwas stimmt da nicht. Dessen bin ich mir sicher.«
»Frag Sir James.«
»Mach ich auch. Wann kommt er wieder zurück?«
»Eine Zeit hat er nicht genannt. Du kannst ja in der Zwischenzeit alte Akten lesen.«
»Danke, mir fällt schon was Besseres ein.«
Das Bessere war ein Telefongespräch, das ich mit meinem Freund Bill Conolly führte. Die Stimmung des Reporters war ziemlich down. Als ich nach dem Grund fragte, wollte er zuerst mit der Sprache nicht heraus. Bis er mir nach zweimaligen Nachstochern dann erklärte, daß man ihm eine Artikel-Serie abgelehnt habe.
»Dir, Bill? Das ist doch nicht möglich.«
»Doch, es ist wahr.«
»Und wieso?«
»Will ich dir sagen. Neue Besen kehren gut. Die haben einen Chefredakteur bekommen, der alles umdrehen will. Mal sehen, wie lange er sich hält. Meine Sorgen sind nicht deine Sorgen, John. Du willst bestimmt wissen, ob ich was von Suko gehört habe.«
»So ist es.«
»Habe ich nicht.«
»Er hat sich hier beim Yard blicken lassen, als ich mich in Paris aufhielt.«
»Was wollte er?«
»Das weiß ich nicht.«

Bill stöhnte auf. »Unser Freund entwickelt sich allmählich zum Problem. Hältst du mich auf dem laufenden, falls du Neuigkeiten erfährst, John?«

»Das mache ich glatt. Bis bald dann.«

»Bill weiß also auch nichts«, sagte Glenda, die unser Gespräch mit angehört hatte.

»So ist es.«

»Dann ist Sir James unsere letzte Hoffnung. Möchtest du noch einen Kaffee?«

»Gern.«

Sie brachte zwei Tassen und rauchte auch mit mir zusammen eine Zigarette. Ich fragte sie nach Jane Collins und erfuhr, daß es der Detektivin in ihrem neuen Zuhause, bei Lady Sarah Goldwyn, der Horror-Oma, sehr gut gefiel. »Du solltest die beiden mal besuchen, John.«

»Das mache ich, sobald ich die entsprechende Zeit finde. Wenn ich anrufe, werde ich wieder festgenagelt. Bei Lady Sarah kann ich so schlecht nein sagen.«

Glenda lachte. »Das hat sich bereits herumgesprochen.«

Es dauerte nicht mehr lange, bis sich das Telefon meldete und Sir James anrief.

»Können Sie kommen, John?«

»Ich bin schon unterwegs.«

Glenda lächelte mir zu. »Viel Glück, John. Jetzt wirst du ja sicherlich mehr erfahren.«

»Das hoffe ich auch.«

Sir James saß nicht hinter seinem Schreibtisch, er stand am Fenster, schaute hinaus und drehte sich erst um, als er mein Räuspern hörte.

»Guten Morgen, Sir«, sagte ich.

»Ich begrüße Sie.«

Wir schauten uns an, und ich sah hinter dem Ohr ein frisches Pflaster, das man Sir James aufgeklebt hatte.

»Sind Sie verletzt, Sir?«

»Ja.« Er atmete schwer. »Und um diese Verletzung geht es auch. Nehmen wir Platz.«

Er setzte sich hinter seinen Schreibtisch, ich davor, und Sir James kam ohne Umschweife zur Sache. Schon mit dem ersten Satz versetzte er mir einen nicht eben gelinden Schock.

»Diese Verletzung verdanke ich Ihrem Freund und Kollegen Suko. Er kam und schlug mich nieder.«

Ich jumpte hoch. »Was sagen Sie da?«

»Setzen Sie sich wieder, John. Sie haben richtig gehört. Suko schlug mich nieder.«

»Das kann ich nicht begreifen.«

Sir James lachte, und es klang bitter. »Auch für mich war es eine Ungeheuerlichkeit, aber ich habe Suko irgendwie verstehen können, daß er so gehandelt hat. Deshalb habe ich die Sache auch nicht an die große Glocke gehängt, obwohl er mir erklärte, daß er seine Arbeit hier hinwerfen würde.«

»Das hat ja so kommen müssen«, flüsterte ich.

Sir James legte seine Hände gegeneinander. »Ich will der Reihe nach berichten, John, und dann möchte ich Ihren Kommentar dazu hören und was Sie vorschlagen. Anschließend müssen wir noch über eine Sache reden, aber zunächst einmal Suko.«

Normalerweise war ich es, der meinem Chef über irgend etwas informierte. Jetzt war es umgekehrt, und ich hörte Sir James gespannt zu.

Er wollte einen Kommentar haben, aber ich war einfach zu überrascht, um einen abgeben zu können. Der Schock saß einfach noch zu tief in mir. So schüttelte ich den Kopf. »Das ist für mich noch unfaßbar, Sir.«

»Ja, das kann ich verstehen. Mir erging es ebenso.«

»Er hat also den Würfel!« flüsterte ich.

»Nicht nur das, John. Suko scheint daran zu glauben, daß Shao nicht normal tot ist. Was immer das zu bedeuten haben mag.«

Ich schüttelte den Kopf. »So etwas ist schwer zu erklären, Sir. Ich kann mir schon vorstellen, daß er gewisse Hoffnungen in Shaos Abstammung legt. Vielleicht glaubt er daran, daß die Sonnengöttin sie geschützt haben könnte.«

Sir James verzog die Mundwinkel. »Was natürlich schwer zu beweisen wäre.«

»Für uns ja.«

»Er hat den Würfel.«

»Richtig, Sir. Nur glaube ich nicht, daß er durch Hilfe des Würfels Tote wieder zum Leben erwecken kann. Dann wäre er ja auf eine gewisse Art und Weise allmächtig.«

»Kennen Sie die gesamte Kraft und Macht des Würfels, John?«

»Noch nicht.«

»Dann würde ich an Ihrer Stelle mit gewissen Behauptungen vorsichtiger sein. Ich traue dem Braten einfach nicht. Als noch schlimmer empfinde ich es, daß Suko alles im Alleingang versuchen will. Andererseits ist es auch verständlich. Vielleicht hätten Sie oder ich an seiner Stelle nicht anders gehandelt.«

»Möglich.«

»Wie dem auch sei, wir müssen etwas tun. Sie bleiben vorerst in London, John, und kümmern sich intensiv um diesen Fall. Ich habe das Gefühl, daß sich einiges ändern wird, wo Suko jetzt den Würfel besitzt. Oder sehe ich das falsch?«

»Nein, das glaube ich nicht. Mir gefällt nur nicht, daß wir praktisch in die Defensive gedrängt worden sind. Ich hätte gern selbst agiert. So bleibt nur abzuwarten, ob wir eine Spur finden.«

»Vorausgesetzt, John, unser Freund hinterläßt eine.«

Sir James hatte auf seine Uhr geschaut. »Erwarten Sie noch jemand?«

»Ja, einen Besucher, den ich gern zu Ihnen führen möchte, John. Er muß etwas Schreckliches erlebt haben.«

»Und was?«

»Ich weiß es nicht. Mir ist nur bekannt, daß er als Butler sein Geld verdient.«

»Wann soll er kommen?«

»Gegen elf Uhr.«

»Das wäre in zehn Minuten«, erwiderte ich nach einem Blick auf meine Uhr. »Ich empfange ihn dann in meinem Büro.«

»Gut, berichten Sie mir dann, was er gewollt hat.«

»Natürlich.«

Glenda hatte schon auf mich gewartet. Sie war neugierig und wollte wissen, ob Sir James eine Spur von Suko gefunden hatte.

Ich hob die Schultern. »Leider nein.«

Sie wunderte sich. »Das verstehe ich nicht, John. Er war doch hier im Yard.«

»Ja, aber er ist gegangen.« Ich gab die Antwort schon in meinem Büro.

Von dem Niederschlag erzählte ich Glenda nichts.

»Was hat er denn gewollt?« Glenda ließ nicht locker.

»Das ist schwer zu sagen. Jedenfalls will Suko seiner Arbeit nicht mehr so nachkommen wie früher. Er ist zu einem Einzelgänger geworden und wird die Sache allein in die Hand nehmen.«

»Aber Shao ist tot. Daran kann er nichts ändern.«

Ich hob die Schultern und ließ mich auf meinen Schreibtischstuhl fallen. »Man hat die Leiche nicht gefunden. Das bereitet Suko Sorge. Er will sie finden.«

»Und was hat er dann erreicht?«

Ich lachte Glenda an. »Das mußt du ihn schon selbst fragen. Vorausgesetzt, er kehrt noch mal lebend zurück.«

»Du rechnest also mit einer Gefahr?«

»Sicher.«

Auch Glenda setzte sich. »Mal ehrlich, John, was hat Suko hier gewollt? Du wirst doch mit Sir James darüber geredet haben.«

»Ja, er hat den Würfel geholt.«

»Sag nur.« Glenda räusperte sich. »Was kann er damit erreichen?«

»Keine Ahnung. Vielleicht versucht er, durch den Würfel Shao auf die Spur zu kommen.«

Glenda dachte einen Moment nach. »Hat er eine Chance?«

»Kann ich nicht sagen.«
»Was willst du denn jetzt unternehmen?«
»Ich warte auf einen Besucher.«
Glenda schlug gegen ihre Stirn. »Stimmt, da hat sich jemand angemeldet. Vielmehr, man hat ihn an uns verwiesen, weil die Kollegen nicht mit ihm zurechtkamen.«
»Kennst du den Namen?«
»Ich habe ihn mir aufgeschrieben.« Glenda ging zurück in ihr Büro. Von dort aus rief sie: »Der Mann heißt Gilbert Crane. Er ist Butler.«
»Kenne ich nicht.«
»Kann ich mir denken.«
Crane war pünktlich. Glenda und ich konnten unsere Unterhaltung nicht fortsetzen. Wenig später, als er angemeldet worden war, brachte Glenda ihn in mein Büro, wo ich mich erhob, dem Besucher die Hand gab und mich vorstellte.
»Dann bin ich bei Ihnen richtig, Mr. Sinclair.«
»Kommt darauf an. Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«
»Vielleicht einen Kaffee.«
»Wird gemacht.« Glenda schloß die Tür, Crane nahm Platz. Er war schon älter. Ich schätzte ihn auf knapp 60. Ein wenig untersetzt, mit einem runden Gesicht und einer Halbglatze. Die Augen aber blickten wachsam, dieser Mann war kein Phantast.
»Was haben Sie auf dem Herzen, Mr. Crane?« erkundigte ich mich freundlich.
Er begann mit seinem Bericht. Es wurde eine halbe Lebensbeichte, bevor er zum Thema kam. Er hatte einfach so weit ausholen müssen und sprach dann über seine Arbeitgeber, die Danfords.
Sehr intensiv redete er auch über das Hobby des Lords, und da hörte ich schon genauer hin. Gespannt wurde ich, als er auf die jüngste Vergangenheit zu sprechen kam und auf seine Flucht aus dem Hause der Adeligen.
Ich stellte Zwischenfragen, hakte immer wieder ein und erfuhr alle Einzelheiten.
»Zombie!« flüsterte der Butler. »Die Lady ist für mich ein Zombie.«
»Eine lebende Leiche also?«
»Ja.«
»Aber sie hat geatmet. Sie konnte auch reden, wie ich hörte«, hielt ich dagegen.
»Sicher.«
»Dann war sie kein echter Zombie.«
Unser Kaffee kam. Erst nachdem Crane getrunken hatte, stellte er seine nächste Frage. »Was verstehen Sie denn unter einem Zombie? Vielleicht das, was man vor Monaten in diesen komischen Filmen gesehen hat?«

»Zum Beispiel.«
Crane schüttelte heftig den Kopf. »Nein, Mr. Sinclair. So war sie nicht. Sie hat geredet, der Lord wollte sie töten, da hat sie nur gelacht.«
»Haben Sie die Lady sehen können?« fragte ich.
»Nicht genau. Sie saß mit dem Rücken zu mir. Aber sie sprach mit einer normalen Stimme und von einer komischen Sonne, die sie angeblich verbrannt haben soll.«
Ich hakte dort wieder ein. »Das erwähnten Sie bereits, Mr. Crane. Was war das für eine Sonne?«
»Eine rote.«
»Genauer!« forderte ich ihn auf. »Bitte, Mr. Crane, Sie müssen sich jetzt erinnern.«
Er dachte nach, knetete seine Wangen. Ich sah Ringe unter seinen Augen. Sie hatten sich scharf in die Haut eingegraben. »Eine rote Dämonensonne, mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen. Ich bin dann auch verschwunden und werde nicht mehr zurückkehren.«
»Das kann ich verstehen«, erwiderte ich lächelnd. »Nur eines hätte ich noch gern gewußt. Nennen Sie mir doch die Adresse Ihrer Arbeitgeber. Wohnen Sie hier im Großraum London?«
»Nein, in Mittelengland. Nördlich von Derby, in den Hills. Dort liegt das Gut der Danfords.«
»Das ist zu finden.«
Der Butler schaute mich überrascht an. »Dann wollen Sie sich des Falls annehmen, Sir?«
»Natürlich.«
Crane atmete erleichtert aus und wischte über sein Gesicht. »Es tut gut, wenn man jemand kennenlernt, der für gewisse Sorgen Verständnis aufbringt. Wissen Sie das?«
»Ich kann es mir vorstellen.«
»Aber mich werden Sie dort nicht mehr treffen. Ich werde den Danfords telefonisch Bescheid geben, daß sie auf meine Mitarbeit verzichten müssen. Unter diesem seelischen Druck kann ich einfach nicht arbeiten, wenn Sie verstehen.«
»Das ist klar.«
Gilbert Crane stand auf. »Falls noch Fragen offen sind, ich gebe Ihnen meine Telefonnummer, wo Sie mich erreichen können. Ich habe mich in einem kleinen Hotel einquartiert.«
Ich steckte die Karte ein und begleitete ihn zur Tür. Glenda brachte den Besucher dann hinaus.
Ich aber blieb sehr nachdenklich hinter meinem Schreibtisch sitzen. Was dieser Mann mir berichtet hatte, konnte sich zu einer brisanten Zeitbombe entwickeln.
Behalten hatte ich alles, doch eine Bemerkung interessierte mich

besonders. Die Lady hatte von einer roten Dämonensonne gesprochen. Eine solche Sonne war mir bekannt.

Sie spielte in der japanischen Mythologie eine ungemein große Rolle. Wenn man von der Dämonensonne sprach, kam man automatisch zu Amaterasu, der Sonnengöttin.

Und von dort war es kein allzu großer Schritt bis zu Shao, der letzten in der langen Ahnenreihe.

Sollte es zwischen dem Besuch des Butlers und dem Verschwinden von Shao einen Zusammenhang geben?

Wenn ja, wäre dies einer der großen Zufälle gewesen, die es im Leben des öfteren gibt. Ich hatte es plötzlich sehr eilig, die Stadt an der Themse zu verlassen…

***

Er hatte nicht einmal Gewissensbisse, weil er nur an sich und Shao dachte und andere Dinge jetzt hintanstellte. Zwar wußte er, daß seine Freunde ihn nicht im Stich lassen würden, doch diesen Weg wollte er allein gehen.

Suko hatte sich zu einem Bluthund entwickelt, der auf der Suche nach einer bestimmten Spur war.

Die Spur hieß Shao!

Sie konnte nicht tot sein, sie durfte nicht tot sein, weil sie nicht normal gewesen war, obwohl sie ein äußerlich völlig normales Leben geführt hatte.

Untergetaucht wie ein Verbrecher war er. Verschwunden in den Straßenschluchten der Millionenstadt. Er kannte genügend Leute, die ihm halfen.

Nach der Durchführung seines letzten Plans sah alles anders aus.

Jetzt brauchte er niemanden mehr, nicht einmal seine Vettern wollte er sehen. Sollte ihm der Würfel kein Glück bringen, wußte er selbst nicht mehr weiter. Deshalb war er für ihn so ungemein wichtig, und er setzte in ihn auch all seine Hoffnungen.

Mit der U-Bahn war er in den Norden der Stadt gefahren. In Edgware hatte er den Wagen verlassen, zusammen mit drei anderen Fahrgästen, die sich beeilten, aus der Station zu kommen, weil herumlungernde Typen sie mit schrägen Blicken anschauten.

Es waren Nichtstuer, schwarz gekleidet, aber mit gelbbeschmierten, farbigen Haaren. Sie hockten auf dem Boden und streckten, wenn Passanten vorbeikamen, ihre Beine aus, so daß die Leute, wollten sie nicht stolpern, über die Fahrgestelle hinwegsteigen mußten.

Auch Suko stieg über die Beine hinweg. Das ärgerte die Typen. Sie schrien ihm ein Schimpfwort nach, aber Suko reagierte nicht. Er eilte die Stufen hoch und betrat die Oberwelt, wo ihn ein kühler Wind in Empfang nahm.

In Edgware war der Hund begraben. Eine Schlafstadt mit hohen Häusern, aber auch einigen kleinen Parks und Grünflächen. Die meisten Menschen, die hier wohnten, arbeiteten tagsüber in London.

Suko hatte ein bestimmtes Ziel. Er ging zu Fuß und mit eiligen Schritten. Die kleine Gartenlaube hatte er sich bereits Tage zuvor ausgesucht. Dort wohnte und lebte er, dort hatte er nachgedacht und Pläne geschmiedet. Dabei hatte er nicht einzubrechen brauchen, die Tür war offen gewesen. Im Innern sah es ziemlich verwahrlost aus, der Besitzer kümmerte sich wohl nicht mehr um sein kleines Gartenhaus. So hatte sich Suko darin eingerichtet.

Wie immer, wenn er eintraf, war er sehr vorsichtig. Die Anlage wurde von schmalen Wegen durchschnitten. Laternen brannten nicht. Diejenigen, die an einigen Stellen standen, waren durch gezielte Steinwürfe zerstört worden.

Suko drückte das kleine Gartentor auf, so daß er den schmalen Weg betreten konnte.

Er spürte im Nacken den kalten Wind, der auch die Sträucher und das hohe Unkraut bewegte. Das Gartenhaus lag da wie ein Schatten.

Irgendwo klapperte immer etwas. Suko hatte sich an die Geräusche gewöhnt.

Auf der Türschwelle blieb er stehen. Wie immer, so leuchtete er auch jetzt mit der Lampe durch den einen Raum, fand ihn menschenleer und nach wie vor voller Gerümpel.

Das alte Bett stand rechts. Es stammte noch aus der Zeit vor dem Krieg, war aus Metall gefertigt und besaß keine Matratze mehr.

Suko hatte sich deshalb ein paar Decken geholt.

Er nahm auf dem Bett Platz. Die Tür hatte er geschlossen. Schräg hinter ihm befand sich ein Fenster. Es schloß nicht mehr dicht.

Durch die Fugen wehte Wind. Es zog in Sukos Nacken.

Er drehte und setzte sich so, daß er die Beine anheben und auf das Bett legen konnte. Den Würfel, sein wichtigstes Stück, stellte er auf den Schoß. Beide Hände hatte er um diesen Gegenstand gelegt, und er dachte daran, daß ihm mit diesem Würfel eine große Macht, aber auch eine große Verantwortung überlassen worden war.

Es gab zwei völlig identische Würfel. Und man konnte mit ihnen die Welt aus den Angeln heben, das Böse hervorlocken und auf eine zerstörerische Art und Weise wirken.

Vorausgesetzt, der zweite Würfel merkte nichts von den Aktivitäten des ersten.

War dem anderen aber bewußt, welch eine Gefahr auf Menschen zukam, mobilisierte der andere Würfel augenblicklich Gegenkräfte, damit das Gleichgewicht gehalten werden konnte.

Allein deshalb war es noch zu keiner Katastrophe gekommen. Was die Supermächte im großen vorexerzierten, vollzogen die beiden

Würfel im kleinen nach.

So einfach war es.

Aber man konnte den anderen Würfel auch unterlaufen. Das heißt, man mußte ihn nur richtig einsetzen. Für die Sache des Guten, gegen Dämonen oder finstere Magien. Dann gab der Würfel seinem Besitzer Dinge preis, die dieser sehen wollte.

Darauf hoffte und baute Suko.

Er war ein Mensch, der eine besondere Erziehung hinter sich hatte.

Als Chinese hatte man sich zu beherrschen, man durfte die Gefühle nach außen hin nicht zeigen, aber Suko war seiner Heimat fremd geworden, er hatte sich den europäischen Regeln angeglichen, das galt auch für seine Gefühle, die hervorgebrandet waren, als man Shao entführte. Er war von ihnen reinweg überwältigt worden, hatte fast in Panik reagiert und war erst Tage später wieder zur Besinnung gekommen.

Er hatte eine Woche in einem Sanatorium verbracht und dort wieder einen Fall lösen müssen, der mit dem seinen nichts zu tun gehabt hatte. Schließlich war es aus ihm hervorgebrochen, und er hatte eben alles hinter sich gelassen.

Brachte ihm der Würfel die erhoffte Chance?

Der Inspektor konzentrierte sich wieder auf seine alten Tugenden.

Wie hatte sein weiser Lehrer damals noch gesagt? Lasse alles fort, was dich negativ beeinflussen kann. Reinige deinen Geist, und du wirst die Erleuchtung finden, die du brauchst.

Die Erleuchtung aber wollte Suko nicht durch reine Meditation bekommen, sondern mit Hilfe des Würfels. So konzentrierte er sich auf ihn und auf den Namen seiner Partnerin.

Shao war wichtig!

Immer wieder rief er ihren Namen. Er drang vor in die anderen Gefilde, er wollte gedanklich die Grenzen überwinden und hineingehen in Reiche, die jenseits der normalen Dimensionen lagen.

Licht brauchte er nicht. Suko saß in der Dunkelheit. Dennoch war eine etwas hellere Quelle vorhanden – eben der Würfel des Heils oder Unheils. Er strahlte ein gewisses Licht ab, das exakt seiner eigentlichen Farbe entsprach.

Ein rotviolettes Leuchten, ein matter Schein, fast wolkig zu nennen. Und wolkig oder flockig war auch das Innere des Würfels, denn in ihm hatten sich schlierenförmige Gebilde festgesetzt, die erst aktiviert wurden, wenn der Träger des Würfels sich auf diesen magischen Gegenstand konzentrierte.

Suko wußte nicht genau, was die Schlieren zu bedeuten hatten. Er ging davon aus, daß es sich bei ihnen um Informationsträger handelte, die eine gewisse orakelhafte Nachricht überbrachten, letztendlich war der Würfel ja so etwas wie ein Orakel.

Er war nicht kalt und nicht warm, als er zwischen Sukos Handflächen klemmte. Als temperaturlos wollte ihn der Chinese auch nicht bezeichnen. Um Suko herum versank die Welt. Man hätte ihn ebenso mitten auf den Trafalgar Square setzen können oder auf eine einsame Insel, das wäre ihm egal gewesen.

Suko kam es auf den Erfolg an.

Er konzentrierte sich auf zwei Dinge. Erstens auf den Würfel und zweitens auf Shao, die ja tot war, was er nicht glauben wollte. Wenn er ihre kalte Totenhaut berührt hatte, wollte er es glauben.

So aber suchte er nach der Chance!

Und der Würfel ließ den Inspektor nicht im Stich. Suko wollte nichts Böses, keine Welten zusammenbrechen lassen, er brauchte nur eine Information, die ihm sonst niemand auf der Welt übermitteln konnte.

Regte sich der Würfel?

Noch blieb das Innere ruhig, aber die Konzentration des Chinesen verstärkte sich, und er bekam Kontakt mit den ungewöhnlich aussehenden Informationsträgern in dem Würfel.

Ein kurzes peitschendes Zucken, einem Stromstoß gleich, war der Beweis.

Suko blieb ruhig sitzen, obwohl sein Herz vor Freude hämmerte.

Es war ein gutes Zeichen, wenn ihm der Würfel auf diese Art und Weise eine Nachricht übermittelte. So wußte der Inspektor doch, daß er auf seinen Ruf nach Shao angesprochen hatte.

Er blieb sitzen. Seine Haut spannte sich, er spürte den Schauer auf dem Rücken, die Konzentration mußte er noch verstärken, denn irgendeine Antwort wollte er haben.

Die Schlieren bewegen sich jetzt schneller, und zum erstenmal »rief« der Chinese nach seiner toten Partnerin Shao. Wenn sich ihr Geist in irgendwelchen Dimensionen aufhielt, sollte der Würfel für diesen gewaltigen Ruf die Brücke sein, die ihn mit Shao oder mit ihrem Geist verband.

Der Ruf verhallte… Wahrscheinlich waren die Kräfte des Würfels noch zu schwach. Natürlich gab Suko nicht auf. Geduld gehörte zu seinen großen Tugenden, und er rief ein zweitesmal.

Die Welt um ihn herum zerfloß. Er selbst kam sich vor wie in einer gewaltigen Schattenmulde sitzend, in der nur der Würfel einen Bezugspunkt bildete.

Ein dritter Ruf… Abermals dieses Hallen im Nichts, aber Suko bekam eine Antwort. Wer sie ihm gab, konnte er nicht herausfinden.

Innerhalb der dreidimensionalen Würfelfläche herrschte plötzlich eine große Unruhe. Die einzelnen Schlieren bewegten sich, aber sie zeigten keine einheitliche Richtung mehr, weil sie sich nach verschiedenen Seiten orientierten.

Was war geschehen?

Suko hatte die Antwort nicht verstehen können, er wartete dabei auf eine zweite, aber die kam nicht.

Dennoch war da etwas… Suko versuchte es erneut. Obwohl er den Namen seiner Partnerin nicht aussprach, kam es ihm vor wie ein gellender Schrei, den er in die Unendlichkeit schickte.

Dann die Antwort.

Diesmal schneller und verständlicher.

›Sie ist tot…‹

Noch einmal.

›Sie ist tot…‹

Suko verharrte in seiner Bewegungslosigkeit.

Sie war tot! Endgültig! Es gab kein Zurück! Die Dämonentrommler hatten ihr Ziel erreicht. Die Wahrheit hatte Suko aus den fernen Dimensionen erreicht. Eine Stimme, durch den Würfel geweckt, sprach zu ihm. Doch wer hatte gesprochen? Wer wußte über Shaos Schicksal so gut Bescheid?

Wieder konzentrierte sich der Inspektor auf den Würfel. Die Schlieren in seinem Innern hatten sich dieser scharfen Konzentration angepaßt. Sie wirkten unruhig, schwammen hin und her, aber der Würfel reagierte dennoch nicht so, wie Suko es gern gehabt hätte. Er projizierte kein Bild. Manchmal besaß er Ähnlichkeit mit einer Leinwand und holte das aus anderen Dimensionen herbei, was er sah.

›Shao!‹ Suko konnte nicht anders. Es brach aus ihm hervor. Er mußte rufen. Noch einmal, ein letztes Mal, vielleicht war alles nicht so schlimm. Er konnte sich getäuscht haben.

Dann die Antwort.

›Tot, sie ist tot…‹

›Ich will sie sehen!‹

›Kannst du nicht.‹

›Weshalb nicht?‹

Suko hatte plötzlich den Eindruck, als stünde der Würfel in Flammen. So sehr strahlte er auf, und sein Schein rann auch über Sukos Hände.

›Sie ist weg…‹

›Wohin?‹

›Sie kämpft. Sie hat gekämpft. Die Sonne ist gefährlich. Die rote Dämonensonne. Sie öffnet das dunkle Reich. Shao wurde hineingestoßen. Sie sah eine Frau. Beide trafen sich. Ein Mensch, nicht tot und doch tot. Die Umheimlichen kommen. Er schickt sie. Susanoo hat sie ausgesandt. Vorsichtig. Sie sind bei der Frau. Lady Mary Danford hat sie geheißen. Mary Danford. Auch sie hat den Weg gefunden. Mary Danford. Gezeichnet von der Dämonensonne, unter Susanoos Schutz stehend…‹

›Und Shao?‹ schrie Suko.

›Verlassen. Verlassen… ich weiß es …‹

›Wer bist du?‹

›Eine Stimme. Amaterasu. Ich bin…‹

Es war der letzte Satz, den Suko hörte. Plötzlich brach die Verbindung ab. Noch einmal wirbelten die Schlieren innerhalb des Würfels durcheinander und bildeten ein wirres Muster. Eine fremde Kraft störte, der Gedanke konnte nicht mehr transportiert werden, und Suko mußte aufgeben.

Es dauerte seine Zeit, bis er sich wieder beruhigt hatte und das Herz wieder normal schlug. Suko veränderte seine Sitzhaltung nicht. Er starrte auf einen imaginären Punkt, den nur er sah, und ließ sich das Erfahrene noch einmal durch den Kopf gehen.

Einen Namen wußte er.

Mary Danford!

Es würde keine Schwierigkeiten bereiten, ihren Wohnort zu finden. Er kannte da einige Möglichkeiten. Zudem schien es keine normale Frau zu sein. Mit dem Begriff Lady wurde nicht jede angesprochen. Wußte sie etwas über Shao oder ihren Tod?

Die Sonnengöttin hatte ihm geantwortet. Sie, die Gefangene im Dunklen Reich, hatte von der roten Sonne gesprochen, die verbrennen konnte.

War auch Shao von ihr verbrannt worden? Viele Fragen hatten sich ergeben. Für Amaterasu war Shao tot. Aber tot ist nicht gleich tot. Suko ging da von anderen Voraussetzungen aus. Um einigermaßen Klarheit zu bekommen, mußte er mit dieser Lady Mary Danford reden. Alles andere hatte keinen Sinn. Vielleicht war sie den gleichen Weg gegangen wie Shao. Jedenfalls stand Mary Danford mit Susanoo in Verbindung. Und dieser Dämon war als großer Sieger aus dem höllischen Spiel um Macht und Tod hervorgegangen.

Im nachhinein beglückwünschte sich Suko dazu, den Würfel an sich genommen zu haben. Diese Informationen hätte er sonst nie bekommen können. Er fror plötzlich. Das kleine Gartenhaus, das ihm tagelang als Unterschlupf gedient hatte, kam ihm vor wie ein Gefängnis. Zwischen den stinkenden Wänden wollte er nicht länger bleiben.

Suko schwang sich vom Bett. Die rostigen Spiralen gaben fast menschliche Laute ab, als der Chinese sein Gewicht verlagerte. Vor dem Bett blieb er stehen. Er drehte sich um, wollte den Würfel verschwinden lassen, als er am Fenster die Bewegung sah.

Ein huschender Schatten, mehr nicht. Auch nur für den Bruchteil einer Sekunde erkennbar.

Mit einem gewaltigen Satz hatte der Inspektor die Tür erreicht, riß sie auf – und zuckte zurück, denn die Hitze einer Dämonensonne traf ihn mit mörderischer Wucht.

Man wollte Sukos Haut vom Körper brennen!

***

»Sie wünschen?«
Der Mann, der mich das fragte und mich dabei anschaute, mußte Lord Danford sein. Schlohweißes Haar, der Schnauzer auf der Oberlippe, die steife Haltung, das alles paßte.
»Sir, darf ich davon ausgehen, daß Sie Lord Peter Danford sind?«
»Sie dürfen.«
»Mein Name ist John Sinclair.«
»Ja – und?«
Er traf keine Anstalten, die Tür freizugeben, also versuchte ich es mit der Schock-Therapie. »Ich bin von Scotland Yard und komme wegen Ihrer Experimente.«
Er lächelte knapp. »Was meinen Sie damit?«
»Ich hörte, daß Sie sich mit gewissen Forschungen beschäftigen, die man zumindest als außergewöhnlich bezeichnen kann. Um es einmal trivial zu sagen. Lebende Tote oder Zombies.«
Der Lord, er trug eine grüne Hausjacke zur schiefergrauen Hose, verengte die Augen. »Ich weiß, was Sie meinen. Sie haben mit Gilbert, meinem Butler, gesprochen.«
»Das leugne ich nicht.«
Danford lächelte. »Klar, er war geschockt, überrascht. Wäre ich auch an seiner Stelle gewesen. Aber kommen Sie ins Haus. Sie sollen merken, daß ich nichts zu verbergen habe, wenn Sie schon die lange Reise von London hierher gemacht haben.«
»Danke, das ist sehr aufmerksam.«
Er wohnte ja nett, dieser Lord Danford. Umgeben von sanften Hügeln und in einem Park liegend, stand das Haus der Danfords hinter hohen Ulmen versteckt.
Es zählte zu den kleineren englischen Landhäusern, deren graue Fassaden von wilden Weinranken und Efeu überwuchert waren. Die Sonne hielt sich an diesem Tag zurück, aber das Laub war noch satt und grün. Sehr bald würde es abfallen. So etwas wie Herbststimmung hatte ich an diesem Tag bereits bemerkt, denn auch durch den großen Park zogen an diesem späten Nachmittag die dünnen, feuchten Nebeltücher.
Die Stille einer großen Diele nahm mich auf. Ich versuchte die Stimmung dieses Hauses zu ergründen und kam zu dem Entschluß, daß es eine gewisse Düsternis ausstrahlte.
Der Lord hatte von seinen Reisen in die weite Welt zahlreiche Andenken mitgebracht. Unter anderem viele Masken aus dem mittelamerikanischen Kulturraum. Allesamt böse Fratzen. Man konnte sie zur Voodoo-Kultur zählen.
Der Lord wunderte sich über meine Blicke. »Ich interessiere mich eben für fremde Kulturen.«
»Das ist nicht zu übersehen.«

»Wenn Sie mir bitte folgen wollen, Mr. Sinclair? So war doch Ihr Name, nicht?«

»Ja, John Sinclair.«

»Gut.« Er ging vor. Die große Doppeltür war nicht geschlossen.

Der Lord ließ mich vorgehen in sein Arbeitszimmer, das geräumig und auch prächtig eingerichtet war.

Mir gefielen die Regale, die Bücher, die einen besonderen Geruch abgaben. Das große Fenster ließ einen Blick in den Park zu, wo noch weiße Gartenmöbel auf einer sattgrünen Rasenfläche standen.

»Wir werden die Dinge bald einräumen müssen«, sagte der Lord.

»Die schöne Zeit ist vorbei.«

»Leider ist der Sommer hier zu kurz.«

Danford lachte. »Da haben Sie recht. Aber ich bin ein Mensch, der dem Sommer nachreist. Ich brauche Sonne. Wahrscheinlich werde ich wieder fahren und die Wintermonate woanders verbringen.«

Ich drehte mich um. »Wieder Haiti?«

Der Lord lächelte. »Mein Diener hat viel geredet, wie?«

»Es blieb nicht aus.«

»Ja, ich denke darüber nach. Haiti ist eine wunderbare Insel. Sie steckt voller Geheimnisse, die es zu erforschen gilt.«

»Wie das Rätsel der Zombies.«

Er ging nicht auf meine Bemerkung ein und bat mich statt dessen, Platz zu nehmen.

Ich konnte mir den Ledersessel aussuchen. Eine fahrbare Bar stand in der Nähe, und der Lord bot mir einen Drink an.

Ich nahm schottischen Whisky. Er selbst trank auch. Wir saßen uns gegenüber, rauchten dann, und ich glaubte, auf den Lippen des Lords ein überlegenes Lächeln zu sehen.

»Sie sind sicherlich wegen meiner Frau gekommen, Inspektor?«

»Das stimmt.«

»Hat Ihnen mein Diener erzählt, daß sie aus dem Grab kam und noch lebte?«

»Sonst wäre ich nicht hier.«

»Aber es ist kein Verbrechen.«

»Dessen bin ich mir nicht sicher.«

Lord Danford hob die Hand. »Augenblick, Sie werden bald eines Besseren belehrt werden, wenn meine Frau zu mir kommt. Im Augenblick hat sie sich hingelegt, das macht sie immer.«

»Seit ihrer Rückkehr?«

»Nein, schon früher.«

»Aber Sie werden nicht leugnen, Sir, daß Sie Ihre Frau benutzt haben. Und zwar für riskante Experimente.«

Danford verzog die Lippen und hob gleichzeitig die Schultern.

»Riskant, meinen Sie?«

»Ja.«

»Da bin ich anderer Ansicht. Ich war mir meiner Sache hundertprozentig sicher, als ich sie begrub, und ich hatte auch ihr schriftliches Einverständnis. Mary vertraute mir. Zu Recht, wie sich anschließend herausstellte. Sie kam zurück.«

»Dann ist sie kein Zombie?«

»Ja und nein.« Danford schaute mich lauernd an. »Ich weiß nicht, ob Sie über die Wissenschaft der Zombies informiert sind, Mr. Sinclair.«

»Ein wenig.«

»Das reicht nicht. Deshalb schlage ich vor, daß ich Sie einweihe. Soviel Zeit haben Sie bestimmt.«

»Natürlich.«

»Gut.« Er füllte noch einmal unsere Gläser und schaute zum Fenster hin. Der Lord sammelte sich, denn er würde mit mir über ein Gebiet sprechen, das im letzten Jahr so richtig an die Öffentlichkeit gedrungen war, die dann erfuhr, daß es auf Haiti tatsächlich die Zombies gab.

»Mr. Sinclair, wir wissen jetzt mit Bestimmtheit, daß es die Zombies gibt. Auf Haiti und einigen anderen Inseln finden Sie Beweise genug. Es gibt dort Menschen, die starben und Jahre danach wieder in ihre Heimatdörfer zurückkehrten, wenn man sie aus ihren Gräbern befreit hatte. Man hat Fingerabdrücke von ihnen genommen und ihre Identität festgestellt. Mich ließ das nicht ruhen, als ich davon hörte, und ich wollte mehr wissen, viel mehr. Ich wollte dem Geheimnis der lebenden Toten auf den Grund gehen.«

»Was Ihnen gelungen ist?«

Er blickte mir erstaunt ins Gesicht. »Sie dürfen das nicht in Frage stellen, Mr. Sinclair. Ich habe es geschafft. Ich kenne jetzt das Geheimnis der lebenden Toten.«

»Sind Sie bereit, mich daran teilhaben zu lassen?«

Er lächelte schief. »Würden Sie sich mit meiner letzten Antwort zufrieden geben?«

»Nein.«

»Eben. Deshalb werde ich Sie zwangsläufig einweihen müssen. Schon allein deshalb, um irgendwelche Verdachtsmomente aus dem Weg zu räumen.«

Der Lord konnte gut erzählen. Er hatte einen lockeren Plauderton, aber ich ließ mich nicht täuschen. Gilbert Crane, sein Butler, hatte von anderen Vorgängen gesprochen, von einem Mordversuch, aber das behielt ich zunächst für mich.

»Kommen wir zu den lebenden Toten, Mr. Sinclair. Wenn man wie ich wissenschaftlich vorgeht, wird man sehr bald feststellen, daß Zombies ihren Schrecken verlieren. Nicht in der Bevölkerung, sondern bei den Männern im Hintergrund, den Zauberern. Sie allein kennen

das Geheimnis, mit dem praktisch alles erklärt wird.«
»Gift!« sagte ich.
»Sehr richtig, Sir. Es ist das Gift, und dabei wiederum kommt es genau auf die Dosis an.«
»Können Sie da Einzelheiten nennen?«
»Gern. Es ist ja kein Geheimnis mehr. Darüber wurde in letzter Zeit viel geschrieben.«
»Ich kam nicht dazu, es zu lesen.«
»All right. Es gibt zwei Arten von Gift, die man unterscheiden muß. Zunächst die erste Art. Der Zauberer oder Magier verabreicht dem Opfer eine gewisse Dosis des Giftes, so daß das Atemzentrum des Mannes und der Frau lahmgelegt wird. Man kann ihn dann lebendig begraben. Das Opfer hält, gewissermaßen wie ein Igel, seinen Winterschlaf. Will man ihn zum Leben erwecken, holt man ihn aus dem Grab hervor und verabreicht ihm ein Gegenmittel. Das ist alles.«
»Sehr simpel«, sagte ich.
»Sicher. Alles auf dieser Welt ist simpel.«
»Nur möchte ich mich damit nicht zufriedengeben. Ich will von Ihnen mehr wissen, Sir. Können Sie mich über die Zusammensetzung der beiden Gifte aufklären?«
Der Lord nahm einen Schluck. »Ja, das kann ich. Hört sich alles nur sehr wissenschaftlich an.«
»Es macht mir nichts aus.«
»Okay.« Er gab sich jetzt locker und schlug lässig die Beine übereinander. Während er redete, bewegte er seine rechte Hand wie ein Dirigent, der den Taktstock schwingt. »Der wichtigste Baustein in dieser Beweiskette ist die Zusammensetzung der ersten Giftmischung. Den chemischen Schlüssel dazu fand man in dem Kugelfisch Diodon hystrix, auch fou-fou genannt. Dieser Fisch setzt sein hochgiftiges Tetrodotoxin als tödliche Waffe gegen seine Feinde ein. Das Sekret ist einige hundertmal giftiger als Blausäure und gelangte im Laufe der Jahrhunderte zu einer traurigen Berühmtheit. Schon in der Bibel warnte Moses vor dem Verzehr giftiger Kugelfische. Sie können das nachlesen, Mr. Sinclair. 5. Mose 14,10. Ich erzähle Ihnen hier wirklich nichts. Im sechzehnten Jahrhundert fand man eine weitere Spur dieses Giftes. Aber nicht in Mittelamerika, sondern in China, in der elitären Mandarin-Gesellschaft. Zahlreiche Fürsten starben, weil sie nicht von einer giftigen Fischleber lassen wollten, die bei fachmännischer Zubereitung Rauschzustände bewirkt, aber unweigerlich zum Tode führt, wenn der Koch auch nur den kleinsten Fehler macht. Diese Spielart des Russischen Rouletts hat heute noch in Japan seine Anhänger. Der Verzehr der hochgiftigen Leber des Fugu-Fisches gilt als lukullisches Erlebnis. Nur ausgewählte und von der Regierung anerkannte Köche dürfen dieses Gericht zubereiten, das dem

genießenden Gast Rauschzustände beschert. Der kleinste Irrtum des Kochs endet mit dem Tod des Gastes – oder er führt zu jenen Fällen von Scheintod, die in Japan noch immer für Sensationen sorgen, wenn die Toten plötzlich nach einigen Stunden wieder auferstehen und das Krankenhaus verlassen. Die Parallelen sind also da, man muß sie nur finden. Das haben die Giftmischer aus Haiti getan. Die Droge wurde von den afrikanischen Sklaven im letzten Jahrhundert mit auf die Insel gebracht. Und man macht dort mit den Zombies Geschäfte, denn diese Menschen werden als willenlose Sklaven und Wesen auf den entsprechenden Plantagen eingesetzt. Man zahlt für diese billigen Arbeitskräfte einen guten Preis. Das ist das ganze Geheimnis.«

Ich nahm das Glas und drehte den Whisky. Für den Lord war die Sache klar, für mich weniger. Das sagte ich ihm auch.

»Welche Fragen haben Sie noch?«

»Sie sprachen noch nicht von diesem Gegengift. Kennt man dessen Zusammensetzung auch?«

»Natürlich. Dem Toten wird eine Paste eingeträufelt. Sie besteht aus süßen Kartoffeln und dem Extrakt der Datura-Pflanze. Damit wäre die Sache dann erledigt.«

»Interessant.«

Der Lord nickte. »Nicht nur das, Mr. Sinclair. Das ganze Gebiet ist faszinierend. Als interessant empfinde ich es nicht mehr. Wenn Sie sich einmal damit beschäftigt haben, geraten Sie in einen gewissen Rausch, wie wir ihn nur als Forscher erleben können.«

»Verstehe, Sir. Sie haben Ihren Rausch nicht nur gepflegt, sondern ihn auch an Ihrer Frau erprobt.«

»Stimmt.«

»Und es ist nichts schiefgegangen?«

Er beugte sich vor. »Was sollte schiefgehen? Ich habe mich jahrelang mit meinen Forschungen beschäftigt. Ich bin firm. Ebenso firm wie diese Medizinmänner und Zauberer. Ich habe diese Drogen genau abgewogen, da ist kein hundertste! Milligramm zu viel.«

»Wie hat Ihre Frau auf das Experiment reagiert?«

»Sie fiel in den Totenschlaf.«

»Und Sie begruben sie?«

»Das gehört zum Ritual. Ich wollte nichts verändern und alles originalgetreu durchführen.«

»Wann holten Sie Ihre Frau zurück?«

»Nach fünf Tagen.«

»Wie war sie?«

Jetzt lachte er. »So fragt man Leute aus, Mr. Sinclair.«

»Das ist mein Beruf.«

»Pardon, ich hatte vergessen, daß Sie Polizist sind. Sie war normal. Oder hat Ihnen mein Diener etwas anderes erzählt? Wenn ja, war er

nicht objektiv, und ich kann ihm nicht einmal einen Vorwurf machen. Er hat meine Gattin wieder ausgegraben. Als er den Sarg öffnete und eine Lebende sah, bekam er den Schock seines Lebens.«

»Lebte sie da schon?«

»Ja und nein. Ich stieg dann in die Grube und träufelte ihr etwas von dem Gegengift ein. Der Butler brauchte es nicht zu sehen. Ich habe, das gebe ich zu, mit seinem Entsetzen Scherze getrieben.«

»Sie hätten ihm zuvor alles erklären können.«

Der Lord winkte ab. »Es ist nicht meine Art, mit dem Personal über persönliche Dinge zu sprechen.«

Natürlich, so konnte man es auch sehen. Aber er hatte einen Fehler gemacht und Crane unterschätzt.

»Sind Sie denn jetzt zufrieden?« erkundigte sich Lord Danford mit einer Stimme, die irgendwie satt klang.

»Nicht ganz.«

»Pardon, ich vergaß. Sie wollten noch mit meiner Frau sprechen. Es wird nicht mehr lange dauern, bis sie erscheint…«

»Das auch, Sir.«

»Gibt es sonst noch etwas?«

»Ja.«

»Nur immer heraus mit der Sprache.«

»Ihr Diener hat mir da noch etwas mitgeteilt. Wissen Sie, er hat nicht Hals über Kopf die Flucht ergriffen. Er wollte wahrscheinlich sehen, ob er sich nicht getäuscht hat und beobachtete Sie, als Sie, Sir, mit Ihrer Frau im Kaminzimmer saßen.«

Die Augen des Mannes bekamen einen starren Blick. »Was Sie nicht sagen, Mister.«

»Gilbert berichtete mir davon.«

»Und? Was kann er schon gesehen haben?«

»Für ihn interessante und schockierende Dinge. Er sah, wie Sie Ihrer Frau einen eisernen Schürhaken über den Kopf schlugen, als sie in ihrem Sessel saß.«

Der Lord sprang mit sehr elastischen Bewegungen auf: »Und das glauben Sie, Mr. Sinclair?«

»Was ich glaube, steht hier nicht zur Debatte. Ich zitiere nur die Aussagen Ihres Dieners.«

»Von denen Sie sich auch überzeugen wollen.«

»Zwangsläufig, denn sie bedeuten in gewisser Hinsicht eine schwere Anklage.«

Lord Danford begann mit seiner Wanderung, die ihn quer durch den Raum führte. Er ballte seine Hände zu Fäusten, öffnete sie wieder, dann schlossen sie sich, und er schüttelte mehrmals hintereinander heftig den Kopf. »Das ist«, sagte er schwer nach Luft schnappend, »das ist eine verfluchte Unterstellung. Eine Unverschämtheit, so etwas zu

behaupten. Wenn ich Gilbert in die Finger bekomme, werde ich ihn wegen einer Falschaussage anzeigen, darauf können Sie sich verlassen.«

»Mich geht es nichts an, nur ihn und Sie.« Ich hatte das Gefühl, als wäre die Aufregung dieses Mannes gespielt.

Er blieb stehen, drehte sich um und schaute mich an. »Jetzt glauben Sie, daß ich meine Frau umgebracht habe.«

»Ich glaube erst einmal nichts.«

»Aber Sie wollen Mary sehen.«

»Das wäre wohl besser für uns.«

Danford schnaufte und zog seine Rockschöße glatt. »Zwar habe ich es nicht nötig, aber ich werde trotzdem diese ungeheuerliche Behauptung durch einen Gegenbeweis aus der Welt schaffen. Bleiben Sie sitzen, Mr. Sinclair, ich hole meine Frau.«

»Nicht nötig, Peter, ich bin bereits da, und ich habe einiges von deinem Gespräch mit dem Herrn mitbekommen.«

Ich stand auf, drehte mich und schaute zu der großen zweiflügeligen Tür. Dort stand Lady Mary Danford wie eine bleiche Figur, die mir trotz allem keinen zombiehaften Eindruck machte…

***

Der Inspektor kam sich vor wie der Zauberlehrling, der die Geister gerufen hatte und sie nicht mehr loswurde. Auch die Magie des Würfels hatte zwei Seiten. Über die unsichtbare Brücke waren die gekommen, die in anderen Reichen lauerten. Geschickt von einem mächtigen Dämon, der mit seinem gewaltigen Einfluß Grenzen aufreißen konnte.

Suko hatte den Eindruck, in der Hölle zu stehen. In einer Hölle, wie sie des öfteren in alten Geschichten beschrieben wurde, voller Glut, Feuer und Hitze.

Sehen konnte der Chinese nichts mehr. Rote, blendende Strahlen hüllten ihn in einen gewaltigen Kranz, der ein gefährliches, schwarzmagisches Zentrum besaß.

Suko wurde attackiert.

Er hatte von diesem Abbrennen der Haut gehört. Obwohl ihn keine Flammen umgaben, spürte er eine Hitze, die ihn fast schmelzen ließ. All diese Eindrücke nahm der Inspektor innerhalb von Sekunden auf. Er wußte nur eins, daß er nicht mehr in das Zentrum schauen durfte, deshalb drehte er sich um.

Diese Bewegung kam ihm lahm und zeitlupenhaft vor. Die Arme riß er hoch, schützte sein Gesicht, taumelte vor und stolperte durch das im Raum befindliche Chaos.

Irgendwann prallte er gegen die Wand, drehte sich aber nicht wieder um, denn das Grauen lauerte hinter ihm. Suko hatte den Mund weit

aufgerissen und holte Luft.

Heiß drang es in seine Kehle. Hinter sich vernahm er ein Knacken und Brechen. Auch ein ungewöhnliches Zischen hörte er, scharf riechender Dampf nebelte ihn ein.

Seine Knie gaben nach. Er besaß nicht einmal die Kraft, um eine seiner Waffen ziehen zu können. Die ungewöhnliche Hitze saugte ihn förmlich leer.

Und er hörte Schritte.

Dumpfe Tritte, ein Vibrieren und gleichzeitig ein Echo erzeugend.

Die Schritte näherten sich ihm, der jetzt kniete und versuchte, seinen rechten Arm anzuheben, um wenigstens die Dämonenpeitsche ziehen zu können.

Schritte, Zischen, Fauchen, dann die Berührung an seiner Schulter.

Heiße Finger, Flammenklauen, die ihn zerdrücken, verbrennen und gleichzeitig verschmelzen wollten.

Noch einmal riß er sich zusammen. Er konnte den Kopf ein wenig drehen und sah den Ausschnitt von etwas Rotem, Flammendem.

Was es genau war, blieb ihm verborgen, dafür hatte er den Eindruck, allmählich zu verbrennen und zu Asche zu werden.

Die andere Seite war zu stark für Suko. Er hatte sie mit dem Würfel besiegen wollen, das Gegenteil war eingetreten. Unheimliche Kräfte, aus einer fernen Dimension kommend, konnten von niemandem mehr gestoppt werden.

Er hörte sich schreien.

Es waren gellende Schmerzensschreie, die aus seinem Mund drangen. Vor seinen Augen waberte die Wand, so daß er das Gefühl hatte, sie würde jeden Augenblick zusammenbrechen.

Die Hitze zerstörte alles, schmolz das Leben weg, verbrannte, und auch Suko sah keine Chance mehr, aus dieser Lage herauszukommen. Dabei hatte er seinen Gegner nicht einmal entdecken können.

Es war ein Schatten mit einer roten, teuflischen Sonne. Keine Gestalt, sondern ein würgendes Etwas aus der Welt des Horrors, das nur die Vernichtung kannte. Was war da nur durch Shaos Tod freigesetzt worden? Was schaffte Susanoo heran?

Noch einmal hörte Suko das Zischen. Dazwischen ein anderes Geräusch, ein hohl klingendes Pfeifen. Irgend etwas schüttelte ihn.

Aber nicht er war getroffen worden, sondern das Wesen hinter ihm, denn der Druck ließ plötzlich nach.

Die Hitze schwand. Suko hörte einen leisen Schrei, der auch an ein Heulen erinnerte, als würde eine Kreatur unter gräßlichen Schmerzen leiden.

Auch Suko litt. Er kniete noch immer. Daß der Würfel vor ihm lag und er seine Handflächen gegen die Wand preßte, wurde ihm überhaupt nicht bewußt. Der Chinese konzentrierte sich zunächst auf

das Wichtigste in seiner Lage.
Er holte Luft.
Tief saugte er den Sauerstoff ein. Eine Luft, die nicht mehr verbrannt war.
Man hatte ihn gerettet!
Zuerst wollte Suko es kaum fassen. Er überlegte noch, und während er darüber nachdachte, fuhr ein Windzug durch die offenstehende Tür und streifte seinen Nacken.
Für Suko war es so ähnlich, als hätte man einen Eimer Wasser über ihn ausgeleert. Er kam wieder richtig zu sich und stand auf. Kreisel und Schwindel ließen ihn zur Seite taumeln, so daß er sich wieder abstützen mußte. Doch er gehörte zu den Typen, die einstecken und auch gewisse Dinge verdauen konnten.
Er hatte die Hitze gespürt, aber kein Feuer gesehen. Aber er sah die Folgen, als er die Lampe hervorgeholt und eingeschaltet hatte.
Der dämonische Angriff hatte alles zerstört.
Der alte Schrank, das Bett, der lappenartige Teppich, sogar die Wände waren in Mitleidenschaft gezogen worden. Dunkel sahen sie aus, als hätte sie ein Maler mit Farbe bestrichen.
Und was von den Möbelstücken einmal heil geblieben war, lag nun klumpig und vor sich hinschmelzend am Boden.
Aber wo war dieses Wesen, das die Verantwortung trug? Suko leuchtete den Raum ab.
Dicht vor seinen Füßen sah er es liegen. Eine klumpige schwarze Masse, wie Teer, der sich in der Hitze zu einer undefinierbaren Figur zusammengezogen hatte.
Wie eine Eins stand Suko neben diesen Überresten. Er dachte wieder an Shao und an die Worte des geheimnisvollen Rufers, an dessen Stimme, aus der nicht zu entnehmen gewesen war, ob sie einem männlichen oder weiblichen Wesen gehörte.
Shao war tot… Für Suko begann jeder Tag grau, und er endete auch so. Die Lippen des Chinesen zuckten. Plötzlich wollte er sich nicht so recht darüber freuen, daß er mit dem Leben davongekommen war. Wäre es anders gewesen, wäre er unter Umständen mit Shao vereint.
Er lebte.
Doch nicht aus eigener Kraft. Irgend jemand hatte sein Leben gerettet. Suko dachte darüber nach, wer sein geheimnisvoller Lebensretter gewesen sein konnte?
Viele Möglichkeiten schossen ihm durch den Kopf, keine paßte ihm ins Konzept.
Doch der Würfel, den Suko aufgehoben und unter seiner Jacke verborgen hatte?
Nein, dann hätte er etwas gesehen. Die Attacke, die ihn aus der Gefahr geholt hatte, war hinter ihm und zwar von der Tür her erfolgt.

Sollte sich die Sonnengöttin Amaterasu eingemischt haben? Suko sah ein, daß es zu diesem Zeitpunkt keinen Sinn hatte, sich über diese Angelegenheiten den Kopf zu zerbrechen. Wichtig war, daß er lebte. Und er konnte auch nicht länger an diesem Ort bleiben. Er hatte eine Spur gefunden und einen Namen.

Lady Mary Danford!

Diese Frau mußte zu finden sein. Suko war lange genug bei der Polizei, um Wege und Mittel zu kennen, die ihn zum Ziel brachten.

Er drehte sich bereits um, als der Lampenkegel über die zusammengedrückten Reste des Wesens glitten und Suko in der teerartigen Masse ein helleres Blinken sah.

Zunächst hielt er es für einen Lichtreflex, aber ein Reflex mußte irgendwo herkommen.

Er bückte sich.

Aus der Masse ragte etwas hervor. Nicht sehr lang, auch nicht sehr dick oder breit. Suko konnte dieses Etwas mit zwei Fingern anfassen und aus der Masse hervorziehen.

Die Lampe hielt er so, daß sein Fundstück angeleuchtet werden konnte. Und Staunen zeichnete das Gesicht des Chinesen, als er sah, was er da hervorgeholt hatte.

Es war ein Pfeil!

Nicht sehr lang. Ungefähr die Hälfte eines Armes messend. Er bestand aus einem polierten Metall, deshalb auch das Blinken, als das Licht ihn getroffen hatte. Doch Suko sah noch mehr. Auf der im Verhältnis zum Schaft hin wirkenden breiteren Spitze sah er eine Bemalung. Sehr deutlich zeichnete sich dort der Umriß einer roten Sonne ab, deren Kreis von Strahlen umgeben war, die wie erstarrte Flammen wirkten.

Die Sonne, die Sonnenkönigin, Shao… Suko brachte diese drei Dinge in einen unmittelbaren Zusammenhang, aber er bekam keine Richtung. Trotz dieses Fundes war ihm nach wie vor unklar, wer ihn da gerettet hatte.

Jemand hatte diesen Pfeil geschossen und damit auch genau ins Schwarze getroffen. Stellte sich nur die Frage, ob dieser jemand noch in der unmittelbaren Umgebung lauerte.

Suko löschte die Lampe. Er hatte es plötzlich eilig, nach draußen zu gelangen. Über die umherliegenden Reste sprang er hinweg, erreichte die Tür und konnte sie aufstoßen.

Trotz der Dunkelheit hätte sich seine Gestalt noch auf der Schwelle abgezeichnet. Das wollte Suko vermeiden. Mit einem gleitenden Schritt ging er nach rechts weg.

Wären die paar Laternen nicht zerstört worden, hätte er mehr gesehen. So aber war er gezwungen, die Dunkelheit ohne Hilfsmittel und mit eigenen Augen zu durchdringen.

Nichts zu sehen.
Nur jenseits der Anlage, wo eine Straße herführte, leuchteten einige Lampen in ihrem fahlen gelben Schein. Ansonsten war die Ruhe beinahe perfekt.
Suko holte tief Atem. Auch sein Gehör fand nichts heraus. Es gab kaum Geräusche, die auffielen, bis auf das plötzliche Pfeifen, das der Chinese schon einmal vernommen hatte.
Im Nu lag er am Boden.
Er sah nicht, daß etwas über ihn hinwegflog, er ahnte es nur, schaute noch aus seiner Lage in die Höhe und glaubte, in der Wand einen schmalen Schatten zu sehen.
Ein Pfeil?
Suko blieb sicherheitshalber liegen. Ein zweiter Pfeil jagte nicht heran. Erst als über eine Minute vergangen war, drückte sich der Inspektor vorsichtig in die Höhe.
Noch griff er nicht nach dem Pfeil, dann drehte er sich urplötzlich hoch und riß ihn an sich. Zwei Sekunden später hatte er eine andere Deckung gefunden. Es war eine Regenwassertonne aus Kunststoff, dort fühlte sich Suko einigermaßen sicher, schaltete abermals die Lampe ein und untersuchte das Beutestück.
Der Pfeil war mit dem ersten völlig identisch. Auch auf seiner Fläche zeigte sich die rote Strahlensonne. Sukos Verwunderung wuchs.
Weshalb hatte der Unbekannte den zweiten Pfeil überhaupt geschossen? Wollte er ihn damit erwischen oder erschrecken? Der Inspektor beschloß, seinem Lebensretter zu vertrauen. Er verließ die Deckung, stellte sich offen hin, lauschte und glaubte sogar, Schritte zu hören, die sich hastig über kleine Gartenfelder hinweg entfernten.
Die Richtung war schwer feststellbar, zudem bewegte der Wind einige Sträucher, die der Unbekannte gut als Deckung hätte nehmen können. So sah Suko nichts.
Bei diesen Lichtverhältnissen die Verfolgung aufzunehmen, hatte keinen Sinn. Aber Suko war klargeworden, daß er so etwas wie einen Schutzengel bekommen hatte.
»Wer?« fragte er leise. »Wer hat sich eingemischt? Und weshalb hatte es dieser Unbekannte getan? Hing es vielleicht mit Kräften zusammen, die der Würfel mobilisiert hatte?«
Eine Antwort würde Suko nicht bekommen, deshalb dachte er über dieses Problem auch nicht weiter nach. Für ihn war es jetzt wichtig, diese Lady Danford zu finden, von der ihm die Stimme berichtet hatte. Diese Frau konnte sich auf einige Fragen gefaßt machen…

***

Lord Peter Danford lächelte. »Darf ich vorstellen? Meine Gattin, Lady Mary Danford. Ein Zombie, wenn Sie so wollen, Mr. Sinclair. Aber

sehen so Zombies aus?«

Er war sich seiner Sache völlig sicher. Ich hob die Schultern und schaute mir an, wie Lady Mary Danford sich in Bewegung setzte.

Ihr Mann schritt ihr entgegen. Galant reichte er ihr seinen Arm, und sie hängte sich ein.

Beide kamen mir vor, als hätten sie diesen Auftritt extra einstudiert. Sie gingen wie zwei Schauspieler auf der Bühne. Die Lady ließ sich von ihrem Gatten zu einem Sessel führen. Sie nahm Platz.

Ich schaute sie an.

Zombie oder nicht?

Eine konkrete Antwort war schwer zu geben. Jedenfalls sah sie nicht so aus wie die Zombies, mit denen ich des öfteren zu tun gehabt hatte. Mit den willenlosen, gefährlichen und mordlüsternen lebenden Leichen. Okay, sie besaß ein blasses Gesicht, das konnte man auch als die vornehme Blässe einer Adeligen bezeichnen. Auch als sie ihren Platz einnahm, bewegte sie sich so, wie es sich für eine Dame gehörte.

Sehr langsam und eben vornehm.

Ihr Kleid war teuer gewesen. Gedeckte Herbstfarben wechselten sich als Muster ab. Ein sattes Grün und ein dunkles Blau bildeten hier den Kontrast. Das bräunliche Haar schien nicht gefärbt zu sein, es war aber wohl frisiert.

Die Lady sah alterslos aus. Ein Gesicht ohne Falten. Wahrscheinlich besaß die Lady eine gute Kosmetikerin.

»Möchtest du etwas trinken, Mary?« erkundigte sich ihr Mann.

»Ich nehme einen Wodka-Martini.«

»Okay.« Der Lord nickte mir zu. »Sie hat eine Faible für James Bond. Deshalb auch dieses Getränk.«

»Aha.«

Die Lady bekam ihren Drink. Ich sagte nichts und beobachtete nur. Allmählich hatte ich das Gefühl, als würde man mir hier eine Schmierenkomödie vorspielen.

Der Lord reichte seiner Gattin lächelnd das Glas. »Trink, es wird dich etwas aufmuntern.«

»Ich bin nicht mehr müde.« Sie hob das Glas, schaute ihren Mann an, dann mich, anschließend wieder ihren Mann und fragte mit leiser Stimme: »Wer ist dieser Gentleman, der uns die Ehre seines Besuches erweist?«

»Ein Mr. Sinclair, Scotland Yard!«

Die Lady hatte einen kleinen Schluck getrunken und nahm das Glas so hastig vom Mund weg, daß ein wenig Flüssigkeit überschwappte. Jetzt hätte nur noch dieses »O shocking« gefehlt. Statt dessen fragte sie: »Was will dieser Polizist bei uns, Peter?«

»Es hängt mit dir zusammen, Darling.«

»Mit mir? Das ist nicht möglich. Ich bin mir keiner Schuld bewußt,

wirklich nicht.«
»Das habe ich ihm auch gesagt, aber unser Butler sah es anders.«
»Gilbert, der uns verließ?«
»Ja, er schickte uns Mr. Sinclair her.«
Die Lady trank ihr Glas zur Hälfte leer und wandte sich direkt an mich. »Aus welch einem Grund sind Sie wirklich zu uns gekommen, Mr. Sinclair? Wir haben nichts getan.«
Ich hob die Schultern. »Dessen bin ich mir nicht so sicher. Ihr Butler hat tatsächlich einige Dinge berichtet, die zumindest einer Überprüfung wert sind.«
»Denken Sie da an die Sache, die mein Mann als Wissenschaft bezeichnet?«
»Ja, man hielt Sie für einen Zombie, Mylady.«
»Das bin ich auch.«
»Wunderbar.«
»Ja, ich habe fünf Tage im Grab gelegen. Ich vertraute meinem Mann, schließlich habe ich ihn bei vielen seiner Forschungsreisen begleitet. Er hat die langen Jahre über nur auf das eine Ziel hingearbeitet. Als er soweit war, mußte er jemand haben, an dem er seine theoretischen Kenntnisse in die Praxis umsetzen konnte. Und dieser Jemand war nun mal ich.«
»Es hat Ihnen nichts ausgemacht, sich als Experimentierperson zur Verfügung zu stellen?«
»Nein, weshalb?«
»Ich hätte mich nicht gern zu einem Zombie machen lassen wollen.«
»Sie kennen Lord Peter nicht.«
»Inzwischen ja.«
Die Lady, deren Stimme immer etwas blasiert klang, legte den Kopf schief. »Und? Haben Sie Ihre Meinung revidiert?«
»Noch nicht.«
Sie zog einen ärgerlichen Gesichtsausdruck. »Das finde ich nicht fair von Ihnen. Mein Mann hat wirklich viel geleistet und alles getan, was in seinen Kräften stand. Sie müssen ihn akzeptieren.«
Bei diesen Worten streichelte Peter Danford seine Frau. »Ich freue mich, daß du so für mich sprichst.«
»Ich sage nur die Wahrheit.«
Davon wiederum war ich nicht überzeugt. Diese Unterhaltung kam mir vor wie eine Schmierenkomödie, und ich dachte daran, was der Butler über die heimtückische Attacke seines Brötchengebers berichtet hatte. Ich kannte Gilbert zwar nicht lange, dennoch hatte ich das Gefühl, von ihm nicht belogen worden zu sein.
»Dann können Sie mir auch die Frage beantworten, wie Sie sich fühlten, als Ihr Mann mit einem Schürhaken auf Sie einschlug, Lady.«
Sie drehte den Kopf.

Beide Danfords schauten mich an, und Peter hob die Schultern.
»Sorry«, sagte er.
»Was soll das?« fragte mich Mary.
»Ein Zeuge berichtete mir, daß Ihr Mann versucht habe, Sie zu erschlagen. Er nahm einen Schürhaken und drosch damit auf Sie ein, Mylady. Soweit der Zeuge.«
»Und das glauben Sie?« fuhr sie mich an.
»Ihr Diener hat es gesagt.«
»Ach, Unsinn. Dieser Mann ist verschwunden. Einfach so!«
»Ohne Grund?« Ich schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht glauben. Er hat mir berichtet, wie lange er in Ihren Diensten stand. Da verschwindet man nicht ohne Abschied und von heute auf morgen. Tut mir leid, ich traue den Worten Ihres ehemaligen Dieners.«
»Und Sie bezeichnen uns demnach als Lügner!« stellte der Lord fest. Er sagte es bissig.
»Das habe ich nicht behauptet.«
»Hier steht Aussage gegen Aussage. Ich gebe zu, ich habe aus meiner Frau einen Zombie gemacht, aus rein wissenschaftlichen Motiven.« Danford ging in sein Arbeitszimmer. »Meine Frau war einverstanden. Sie und ich wußten genau, was wir taten. Ich habe die Dosis exakt abgemessen. Es konnte nichts schiefgehen. Sicher, ein Restrisiko bleibt immer, doch ich habe gewonnen.« Er drehte sich scharf um und deutete mit der ausgestreckten Hand auf seine im Sessel sitzende Gattin. »Sie lebt, Sie können es mit eigenen Augen sehen. Hätte ich mit einem Schürhaken auf sie eingeschlagen, sähe sie anders aus, das müssen Sie schließlich zugeben.«
»In der Tat.«
»Dann gehen Sie hin und untersuchen Sie meine Frau. Wenn Sie das getan haben, bitte ich Sie, unser Haus zu verlassen. Kümmern Sie sich lieber um die Hirngespinste unseres ehemaligen Dieners. Ich werde ihn wegen seiner Falschaussage anzeigen.«
»Ja, kommen Sie, Mr. Sinclair.« Sie beugte sich vor, damit ich sie besser untersuchen konnte. »Tun Sie sich keinen Zwang an, Mr. Sinclair, ich bin nicht aus Glas.«
»Sicher nicht.« Ich strich mit den Fingern über ihre Kopfhaut. Der Lord hielt sogar eine Lampe, damit ich besseres Licht bekam.
»Nun?« fragte er.
»Nichts.«
Er lachte, ging zurück und stellte die Lampe zur Seite. »Damit wären wohl alle Klarheiten beseitigt, wie ich das sehe.«
»Fast.«
Seine Augen nahmen einen lauernden Zug an. »Was ist denn jetzt noch, zum Henker?«
Ich hatte meinen Plan auf drei Standbeine gesetzt. Zwei von ihnen

waren praktisch zusammengebrochen, jetzt wollte ich meinen dritten und letzten Trumpf ausspielen.

»Es geht mir da eigentlich nur noch um eine Sache, Sir. Sie haben mir ja berichtet, wie Sie es machten. Sie kennen die Drogen der haitischen Zauberkönige, haben sie auch exakt eingesetzt und einen Erfolg errungen. Einen außergewöhnlichen Erfolg sogar, denn wie mir aus Berichten bekannt war, haben die Zombies in Haiti anders ausgesehen und auch sehr extrem im Verhältnis zu Ihrer Gattin reagiert, als man sie aus ihren Gräbern befreite.«

»Was soll das heißen?«

»Ich will sagen, daß Ihre Gattin bei klarem Verstand ist. Die Zombies waren es nicht. Man hat sie als willenlose Werkzeuge benutzt. Können Sie mir diesen Unterschied noch erklären?«

Der Lord war bisher sehr sicher gewesen, nun aber geriet er ins Grübeln. »Ich… ich weiß nicht, auf was Sie hinauswollen.«

»Sie verstehen mich schon.«

»Nun ja, meine Frau ist normal.«

»Das eben stört mich. Die anderen waren es nicht.«

»Es ist doch ein Unterschied, ob eine Lady zum Zombie wird oder ein Plantagenarbeiter, nicht wahr?«

»Im Tod sind alle gleich«, hielt ich entgegen.

»Eben nicht!« antwortete der Lord scharf. »Das haben Sie schließlich gesehen.«

»Vielleicht hängt es auch mit der Zeit zusammen, die Ihre Frau im Sarg verbracht hat.«

»Reden Sie weiter«, sagte Lady Mary.

»Das will ich gern. Sie hat also im Sarg gelegen. Über fünf Tage, und sie muß etwas erlebt haben.«

Der Lord lachte mich aus. »Was kann eine fast Tote schon alles erleben?«

»Ich denke da nicht an ihren Körper. Es gibt noch einen Geist oder eine Seele. Ich kann mir zudem Situationen vorstellen, wo sich der Geist vom Körper löst und eigene Wege geht. Seelenwanderung nennt man so etwas ja.«

Der Lord verzog den Mund. »Ich weiß noch immer nicht, auf was Sie eigentlich hinauswollen.«

»Möglicherweise ist bei Ihrer Frau die Seelenwanderung eingetreten und sie hat etwas gesehen, das sie sehr stark beeinflußte.«

»Was sollte sie denn gesehen haben?«

»Eine starke Sonne, zum Beispiel. Eine rote Sonne, die Dämonensonne, die Haut von den Knochen brennt.«

Jetzt hatte ich den letzten Trumpf ausgespielt und war gespannt auf die Reaktion.

Der Lord schwieg, die Lady stemmte sich hoch und blickte mir scharf

ins Gesicht. »Was Sie da sagen, ist ungeheuerlich«, flüsterte sie. »Nein, das ist einfach irre. Was soll das heißen, ich hätte unter einer roten Sonne gelitten?«

»So wie ich es sagte.«

Sie lachte schrill. »Und? Sehen Sie etwas? Hat man mir die Haut vom Körper gebrannt? Kommen Sie her, streichen Sie über mein Gesicht, Sie können es fühlen…«

»Ich bin dafür, daß Mr. Sinclair sich jetzt auf den Heimweg macht«, erklärte der Lord. »Er hat uns lange genug mit seinen unsinnigen Reden aufgehalten. Ich werde mir überlegen, ob ich mich bei Ihrem Chef beschwere, Mister.«

»Das steht Ihnen frei.«

»Dann gehen Sie jetzt, bevor ich die Beherrschung verliere.«

Lady Mary Danford dachte anders. »Nein, Peter, laß ihn noch. Er soll sich meine Haut ansehen und dann sagen, ob sie verbrannt ist. Entschuldigen kann er sich später noch.«

»Aber Mary, er sieht doch…«

»Nein, ich will den Test!« Sie hatte mit einer harten Stimme gesprochen. Ich wunderte mich über diesen Tonfall. Normalerweise haben in solchen Häusern die Männer das Wort. Hier schien es umgekehrt zu sein. Möglicherweise hielt die Lady auch gegen ihren Gatten etwas in der Hand. Alles kam mir sowieso vor wie eine Fassade.

Der Lord hob die Schultern. »Bitte, Mary, wie du meinst. Ich kann über dich nicht bestimmen.« Und zu mir gewandt, sagte er: »Bringen Sie es endlich hinter sich, Mister.«

»Natürlich, sofort.« Ich schritt auf die Lady zu, die steif im Sessel saß. Sie blickte mich dabei starr an. Nicht ein Lid zuckte, auch die Wangen blieben glatt.

Ich wollte sie berühren, aber anders, als sie es sich vorgestellt hatte. Nicht allein mit der Hand, auch mit dem Kreuz würde ich den Versuch starten. Zombies waren etwas Böses, das Kreuz konnte sie verbrennen, auch wenn diese Frau nicht mit den schrecklichen Monstren zu vergleichen war, wie ich sie kannte, glaubte ich doch, daß etwas Dämonisches in ihr steckte. Sie hätte sonst nicht von der roten Dämonensonne gesprochen.

Auf dem Weg zu ihr faßte ich nach der schmalen Silberkette, an der mein Kreuz hing. Ich streifte die Kette und auch das Kreuz über den Kopf.

Die Lady schaute mich noch immer starr an. Als sie jedoch das Kreuz sah, stieß sie einen knurrenden Laut aus, und auch der Lord hatte meinen Talisman gesehen.

Er handelte.

Mich trennten noch zwei Schritte von meinem Ziel, als er sich in

Bewegung setzte, vorlief, seiner Frau etwas zuschrie und sich gegen mich warf…

***

Lady Mary Danford hatte den Satz gehört, schnellte aus dem Sessel hoch und rannte zur Tür. Ich hätte sie bestimmt leicht einholen können, aber ihr Mann hatte seinen Sprung haargenau berechnet. Er fuhr mir praktisch von der linken Seite her voll in die Parade, und den Treffer konnte ich nicht mehr egalisieren.

Beide krachten wir zu Boden. Ich riß noch einen kleinen Tisch um, auf dem Tintenfässer und Federkiele standen. Der Lord begrub mich unter sich und schlug auf mich ein. Wegen der dafür ungünstigen Stellung, waren die Schläge nicht besonders hart.

Ich winkelte ein Bein an, trat zu und erwischte ihn an der Brust. Er gurgelte auf, flog zurück, überdrehte sich, kam aber mit einem geschmeidigen Sprung wieder hoch.

Auch ich stand auf den Beinen.

Angreifen konnte ich ihn nicht, denn Danford machte auf dem Absatz kehrt und baute sich vor der Tür auf. »Hier kommen Sie nicht vorbei!« keuchte er. Als Demonstration hatte er seine Arme ausgestreckt. In seinen Augen las ich die nackte Wut und auch den Willen, sich und seine Frau zu verteidigen.

»Es hat keinen Sinn, Danford!« sagte ich.

»Ich kill dich.«

»Welch harte Worte für einen Lord!«

»Darauf pfeife ich.«

»Also hatte ich recht. Mit Ihrer Frau ist etwas passiert. Sie konnte den Anblick meines Kreuzes nicht vertragen. Was hat es mit der Dämonensonne auf sich gehabt?«

Er gab mir keine Antwort, atmete nur sehr heftig und schaute zu, wie ich näher kam.

Eine Waffe trug er nicht bei sich. Ich wollte meine Beretta auch nicht ziehen, denn, da war ich ehrlich genug, geschossen hätte ich nicht. In sicherer Entfernung blieb ich vor ihm stehen. »Zum letztenmal, Lord Danford, geben Sie die Tür frei!«

»Nein!«

Ich ging vor, und er griff an.

Wieder hechtete er gegen mich. Diesmal aber hatte ich mit seinem Angriff gerechnet und ließ mich nicht überraschen. Als er mir beide Fäuste in den Leib rammen wollte, schlug ich sie zur Seite und war schneller als er. Die Handkante kam hart und paralysierte. Er fiel neben mir zu Boden, und es hatte den Anschein, als wollte er sich in den Teppich wühlen. Dabei keuchte er, wollte wieder hoch, aber der Treffer ließ es nicht zu. Auf dem Bauch blieb er liegen.

Sein Gesicht, er hatte den Kopf zur Seite gedreht, war schmerzverzerrt.

»Sie hätten es sich ersparen können«, sagte ich. »Was ist geschehen? Wo befindet sich Ihre Frau?«

»Ich weiß es nicht!«

»Haben Sie versucht, sie zu erschlagen?«

»Ja.«

»Aus welch einem Grund?«

»Nein, nein. Ich werde nichts sagen, überhaupt nichts. Haben Sie verstanden. Keinen Ton bekommen Sie aus mir heraus, verdammt noch mal. Sie sind…«

Er konnte nicht mehr sprechen oder wollte es nicht mehr. Ich ließ ihn liegen. Der Lord war in diesem Spiel nur eine Randfigur. Seine Frau, die Lady, zählte.

Obwohl ich es eilig hatte, sah ich mich vor, als ich die Bibliothek verließ. Ich geriet wieder in die Eingangshalle, in der mir die Beleuchtung überhaupt nicht gefiel.

Es war zu dunkel. Nur eine Wandlampe gab einen milchigen Schein ab, das mußte sich ändern.

Ich ging an der rechten Wand entlang und suchte einen Schalter.

Sehr schnell hatte ich ihn gefunden und umgekippt. Unter der Decke wurde ein Lüster hell.

Lady Mary sah ich nicht. Sie hielt sich bestimmt nicht hier unten verborgen. Die gewundene Treppe eignete sich ideal für eine Flucht in die oberen Etagen.

Es konnte auch sein, daß sie das Haus verlassen hatte, aber daran wollte ich nicht so recht glauben.

Das Licht erreichte auch die blanken Holzstufen der Treppe.

Schwach waren dort Fußspuren zu erkennen, als wäre die Frau in die oberen Geschosse enteilt.

Ich wollte ihr nach.

Noch hatte ich meinen Fuß nicht auf die unterste Stufe gesetzt, als ich von oben her Schritte hörte.

Sofort blieb ich stehen.

Lady Mary Danford erschien. Obwohl sie Kontakt mit dem Boden hatte, kam es mir so vor, als würde sie schweben, so daß mir der Begriff Geister-Lady in den Sinn kam.

Sie hatte eine Hand auf das Geländer gelegt, als brauchte sie eine Stütze. Ich rechnete damit, daß sie mir entgegenkommen würde, aber sie blieb vor der letzten Stufe stehen.

Nur ihren Körper schob sie etwas weiter vor, so daß der Lichtschein des Lüsters sie erreichte.

Auf den ersten Blick sah sie völlig normal aus. Erst bei genauerem Hinsehen stellte ich fest, was mit ihr geschehen war. An ihrer linken

Körperseite hatte sie sich verändert. Durch das Kleid und im Gegenlicht des Lüsters schimmerten die Rippen.

Lady Mary Danford war auf der einen Seite zum Skelett geworden.

Ich mußte schlucken, denn damit hatte ich nicht rechnen können.

Und ich dachte wieder an die Dämonensonne, die das Fleisch und die Haut von den Knochen ätzte.

Lady Mary stand da und rührte sich nicht. Für mich war sie ein monströses Monstrum. Irgendwie konnte ich verstehen, daß der Lord versucht hatte, sich seiner Frau zu entledigen, aber die Lady war sicherlich zu stark für ihn gewesen.

Lord Danford hatte die Geister gerufen, die er nun nicht wieder loswurde.

»Ich hatte recht, nicht wahr?« rief ich zu ihr hoch.

»Ja, es stimmt!« antwortete sie. Ihre Stimme klang in der Weite der Diele hallend. »Mein Geist hat sich vom Körper getrennt. Ich habe die rote Dämonensonne gesehen, und ich sah noch viel mehr. Ich hätte auch weiter sehen und Reisen unternehmen können, aber man holte mich zurück. Es war eine besondere Welt, in die ich eindrang. Eine Welt der roten Sonne und der Schatten.«

»Haben Sie diese Welt ganz durchwandern können?«

»Nein, doch ich weiß, wer sie beherrscht. Wer aus den Tiefen emporgestiegen ist. Ein Dämon, mächtig, gewaltig, der seine Fesseln abschütteln konnte und noch weitere abschütteln wird. Sein Name verbreitet Furcht und Schrecken. Seine Diener, durch die Sonne gezeichnet und gestärkt, sind unbesiegbar.«

»Wer ist dieser Herrscher?«

»Susanoo!«

Ich ballte beide Hände zu Fäusten. Das war eine Überraschung!

Und von Susanoo war der Weg zu Shao nicht weit. Sie hatte sterben müssen, um ihm den Weg aus dem Dunklen Reich zu ebnen. Er hatte auch seine Schwester Amaterasu durch Shaos Tod besiegen können und konnte endlich den Weg gehen, den er schon immer hatte beschreiten wollen.

»Ist er allein?« fragte ich.

»Nein, seine Helfer stehen bei ihm.«

»Gehörst du auch dazu?«

»Alle, die in sein Reich gelangten, müssen ihm dienen. Ich bin ein Mensch und ein Monster. Ich führe eine Doppelexistenz und bin gehärtet worden. Selbst ein Schlag mit dem Schürhaken konnte mir nichts anhaben. Ich lebe weiter.«

»Mit Ihrem Mann?«

»Ja.«

»Welche Aufgabe haben Sie? Was hat man Ihnen alles gesagt, Lady Danford. Haben Sie jemand gesehen, sind andere Diener dabei?«

»Ja, eine Frau. Ich hörte ihren Namen.«
»Wie heißt er?«
»Shao!«
Diesmal schoß mir das Blut in den Kopf. »Nein«, sagte ich, »das kann nicht sein. Sie ist tot.«
»Es interessiert mich nicht mehr, ob sie tot ist oder nicht. Ich habe den Namen gehört.«
»Aus welch einem Mund?«
»Man flüsterte ihn und sprach davon, daß die Stunde des Sieges nahe sei.«
»Aber sie war noch nicht da?«
»Ich weiß es nicht. Es sind Dinge, über die ich nicht nachdenken werde. Ich bin eine andere, ich leite und geleite Susanoos Diener in diese Welt, die unter den Strahlen der Dämonensonne verbrennen sollen. Einige haben es geschafft. Sie sind bereits da.«
»Auch diese Shao?«
Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, was du mit ihr immer hast. Sie interessiert mich nicht.«
»Aber sie ist etwas Besonderes gewesen.«
»Man sprach von ihr.«
»Wie lauten Ihre weiteren Pläne, Lady Mary? Welchen Auftrag hat man Ihnen gegeben?«
»Ich werde in diesem Haus einen Stützpunkt des Dämons Susanoo errichten. Es wird eine Quelle für ihn werden, die immer sprudelt. Haben Sie mich verstanden? Eine Quelle!«
»Ja. Und Ihr Mann?«
»Steht auf meiner Seite!«
»Das stimmt, Mary!«
Ich hörte ihn hinter mir schreien und drehte mich um. Er hatte sich von dem Treffer sehr schnell erholt, und nicht nur das. Ohne daß ich es bemerkt hatte, war er in einen anderen Raum gelaufen und hatte sich den schweren Schürhaken geschnappt.
Bei seiner Frau war es ihm nicht gelungen, mich aber wollte er damit erschlagen.
Und seine Gattin trieb ihn an. »Ja!« schrie sie. »Schlage ihn tot. Zerhämmere ihn…«
Dann lachte sie und ging weg! Der Lord aber hatte längst zu einem mörderischen Hieb ausgeholt…

***

Durch den das Haus umgebenden dunklen Park huschte so schnell eine Gestalt, daß sie mit Blicken kaum zu verfolgen war. Sie nutzte die natürliche Deckung der Bäume und Hecken aus, so daß sie sich ungesehen dem Haus nähern konnte.

Die Gestalt war Suko.

Dank seiner Erfahrungen und Beziehungen war es ihm gelungen, das Haus der Danfords sehr schnell zu finden, nur wollte Suko auf keinen Fall angemeldet kommen.

Er liebte die Überraschungen. Besonders in der letzten Zeit.

Als Suko die Wand des Hauses erreichte, blieb er stehen. Nur jetzt keine übergroße Eile. Er schaute an der Fassade hoch und sah hinter einigen Fenstern Licht.

Auch im Obergeschoß waren Scheiben erleuchtet. Also hielt man sich unten und oben auf.

Suko nahm den Würfel zwischen die Handflächen. Er besaß einen besonders entwickelten Sinn und hatte irgendwie gespürt, daß sich hinter den Mauern etwas tat.

Eine dämonische Unruhe. Etwas, das nicht in diese normale Nacht hineinpaßte, ein lauerndes Grauen, das bereit war, sich zu zeigen, um zuzuschlagen.

Der Würfel »lebte«.

Zwar bewegte er sich nicht, aber in seinem Innern herrschte eine gewisse Unruhe, als hätte er sich schon von selbst aktiviert, obwohl die Schlieren nicht vibrierten.

Er spürte etwas… Suko wartete noch. Seine Blicke hielt er auf die Schlieren gerichtet, denn sie waren die Indikatoren für etwas Böses.

Der Inspektor wurde überrascht, als der Würfel entgegengesetzt handelte. Die Informationsträger zogen sich zurück, als hätten sie einen Stoß bekommen.

Dafür stieg ein Bild aus den Tiefen des Würfels allmählich hoch.

Rot, noch intensiver leuchtend als die Farbe des Würfels selbst. Es war eine Sonne.

Die Dämonensonne mit ihren breiten Strahlen, die wie erstarrte Feuerzungen wirkten.

Die Spannung nahm zu. Suko schaute sich um, er spürte die Gefahr, sie war bereits in der Nähe, aber sie zeigte sich nicht. Nur der Würfel gab ihm Auskunft.

Und er sah ein Gesicht!

Es war ihm fremd, aber es schob sich ebenfalls aus der Tiefe des Würfels in die Sonne hinein.

Ein Frauengesicht!

Der Chinese hatte es noch nie gesehen. Im ersten Augenblick dachte er auch an ein normales Gesicht, bis er es besser erkannte und feststellen mußte, daß es aus zwei Hälften bestand.

Aus einer rechten, völlig normalen Hälfte und aus einer linken, die skelettiert war.

Mensch und Monstrum!

Das mußte die Lady sein!

Plötzlich interessierte sich der Inspektor nicht mehr für den Würfel. Das Haus und die Frau waren wichtig. Noch einmal warf er einen Blick an der Fassade hoch und ließ dabei den Würfel verschwinden. Er suchte nach einem sicheren Einstieg, denn durch die Tür wollte er nicht gehen. Die Fenster im Erdgeschoß sahen sehr verschlossen aus. Suko wollte einmal um das Haus herumlaufen.

Wenn er dann nichts fand, blieb ihm nur die normale Eingangstür.

Nach dem vielen Pech in der letzten Zeit hatte er diesmal Glück.

An der Seite entdeckte er ein Fenster mit Milchglasscheibe, das gekippt stand.

Es lag schon in der ersten Etage und war, wie die übrige Hauswand von dichten Gewächsen umwuchert, die, so hoffte Suko, auch sein Gewicht aushalten würden.

Er kletterte hoch.

Einige Male rissen die Ranken, aber er hatte auch Glück und fand einen Sims, auf dem er sich einigermaßen halten konnte. Wenn er die Arme ausstreckte, erreichte er die Fensterbank vor der gekippten Scheibe.

Praktisch an den Fingern zog Suko sich hoch. Es bedurfte einer großen Kraftanstrengung, aber er schaffte es und kam seinem Ziel endlich näher.

Durch einen Trick gelang es ihm, das Fenster aufzuhebeln. Auf einem Kursus hatte er einem Einbrecher-König, der nun für die Polizei arbeitete, sehr genau zugesehen.

Suko drückte das Fenster auf und blieb für einen Moment auf der inneren Fensterbank sitzen.

Der typische Geruch eines Badezimmers stieg in seine Nase. Es roch nach Seife, Parfüm und nach einem Deodorant. Neben der Toilette blieb Suko stehen.

Das Bad war nicht sehr groß, dafür aber ziemlich breit. An der linken Seite sah er einen Spiegel von Wand zu Wand laufen. Er sah sich darin nur sehr schwach.

Dafür konnte er auf die Tür schauen. Sie lag ihm direkt gegenüber und zeichnete sich als schwacher Umriß ab.

Suko blieb vor ihr stehen und legte zunächst sein Ohr gegen das Holz. Es war nichts zu hören. Auch zwischen Spalt und Boden schimmerte kein Lichtstrahl hindurch, es mußte in dem hinter der Tür liegenden Raum oder Gang finster sein.

Suko öffnete.

Dunkelheit erwartete ihn. Er befand sich in einem kleinen Ankleideraum, in dem einige Kleider und Blusen über einer Messingstange hingen, die im Licht seiner Lampe golden schimmerte. Unter den Säumen der Kleider standen Schuhe und Stiefel.

Eine weitere Tür führte aus diesem Raum hinaus und in eine andere

Richtung. Unter dem Türspalt sickerte ein schmaler, etwas dunstig wirkender Lichtstreifen hervor.

Jetzt wußte Suko, wohin er zu gehen hatte. Er hatte seine Lampe wieder eingesteckt und fand mit sicherem Griff die Türklinke. Sehr behutsam drückte er sie nach unten, die rechte Hand lag am Kolben der Beretta. Er war auf alles gefaßt – und schaute in einen leeren Flur, als er über die Schwelle trat.

Unter der Decke brannte eine Lampe. Es war eine Schalenleuchte, die leicht von einer Seite zur anderen schwang, als hätte sie erst vor kurzem einen Stoß bekommen.

Suko befand sich in einem Teil des Hauses, in dem die Stille regierte. Dennoch hörte er Geräusche. Sie waren allerdings weiter entfernt und klangen auch unter ihm auf. Identifizieren jedenfalls konnte er sie nicht.

Der Flur besaß zahlreiche Türen. Zur linken Seite hin verschwand er förmlich in der Düsternis.

Als Suko hinschaute, hatte er den Eindruck, als würden sich die Schatten dort bewegen.

Automatisch dachte er wieder an den Schatten innerhalb des Gartenhäuschens und bekam eine trockene Kehle. Wer konnte ihm jetzt noch weiterhelfen?

Der Würfel!

Er würde ihm die Richtung anzeigen, in die er zu gehen hatte. Daß sich hier im Haus ein magisches Zentrum befand, war ihm klar.

Noch immer zeichnete sich die gefährlich aussehende Dämonensonne in der Würfelfläche ab. Sie nahm sogar an Intensität zu, als Suko sich der linken Seite zuwandte und den Gang entlangschritt.

Er passierte einige Türen, lauschte, aber es war nichts zu vernehmen. Nur seine eigenen Schritte.

Allmählich spürte er in seinem Hals ein leichtes Kratzen. Seine innere Stimme sagte ihm, daß er genau richtig war und dieses Haus die Auflösung des Falls für ihn bereithielt.

Das Licht blieb hinter ihm zurück. Geheimnisvolles Dämmer hüllte ihn ein. Erst jetzt sah er am Ende des Gangs die hohe Holztür. Sie stach von den anderen ab, die einfach nur aus glattem Holz bestanden. Die andere Tür wies Schnitzereien auf, doch Suko konnte die einzelnen Motive nicht erkennen.

Als er stehenblieb, strahlte die Sonne innerhalb des Würfels besonders stark.

Gleichzeitig hörte er eine Stimme. Selbst das dicke Türholz verschluckte den Schall nicht. Allerdings konnte Suko nicht verstehen, was die Person sagte.

Er fand nur heraus, daß es sich um eine Frau handeln mußte.

Suko behielt den Würfel in einer Hand, mit der anderen drückte er

die gebogene Metallklinke nach unten und stieß mit dem rechten Knie vor die Tür, so daß sie nach innen schwang.

Ein großes Zimmer breitete sich vor seinen Augen aus. Er schaute auf eine Wand, vor der kein Möbelstück stand, aber eine Frau kniete, die ihm den Rücken zudrehte, die Arme halb erhoben und ausgestreckt hatte. Die rechte Hälfte ihres Körpers war normal, die linke skelettiert, und die gelblich-weißen Knochen schimmerten durch das Kleid. In der oberen Hälfte sahen sie aus, als wären sie mit Blutfarbe überpinselt worden. Es lag allein am bösen Strahlen der Dämonensonne, die übergroß auf die Wand gemalt worden war und in ihrem Zentrum wie ein tiefes Feuer leuchtete.

Da wußte Suko, daß er genau richtig war.

»Lady Danford?« fragte er.

»Ja«, antwortete die Geister-Frau, ohne sich umzudrehen. »Komm herein, Fremder, und du wirst den Schrecken des Dämons Susanoo am eigenen Leibe verspüren…«

***

Neben und auch hinter den hochgerissenen Armen sah ich sein Gesicht, daß kaum noch etwas Menschliches an sich hatte. Die wilde Mordlust stand ihm ins Gesicht geschrieben.

Er führte den Schlag mit dem Schürhaken von oben nach unten und gleichzeitig auch seitlich, so daß es für mich schwer wurde, diesem knochenbrechenden Instrument auszuweichen.

Ich bekam mit, wie es durch die Luft schnitt. Der Lord hatte all seine Kraft hinter den Hieb gelegt, und der Schürhaken beschrieb einen Halbkreis.

Ich warf mich zur Seite, wurde zuerst nicht erwischt, doch als das schwere Instrument neben mir zu Boden schlug, prallte es ab und hämmerte von der Seite gegen meine rechte Wade und das Schienbein.

Ich zuckte zusammen. Der Schmerz wühlte sich durch die Knochen. Lord Danford sah Land. Diesmal schlug er nicht. Er riß den Schürhaken hoch und stieß damit zu.

So ganz konnte ich nicht mehr abdrehen. Er traf zum Glück nicht meinen Magen, nur die Hüfte, aber auch dieser Druck reichte aus, um mich zurücktaumeln zu lassen.

An die Treppe dachte ich nicht mehr, stolperte über die erste Stufenkante, fing mich auch nicht mehr und landete rücklings auf der Treppe.

Besser hätte es für den Lord gar nicht kommen können. Mit beiden Händen hielt er den Schürhaken fest, als er wieder weit ausholte und zusätzlich noch nach vorn sprang.

Wenn er mich jetzt erwischte, konnte ich nichts mehr machen.

Er drosch zu.
Es war wie im Film. Als sich die verdammte Stange auf dem Weg nach unten befand, drehte ich mich zur rechten Seite hin weg. Den Luftzug bekam ich noch mit, dann hörte ich den dumpfen Knall und gleichzeitig auch das Splittern, als die Wucht des Treffers das Holz zweier Stufen einfach aufriß.
Der Lord hatte damit gerechnet, mich töten zu können. Wie groß mußte seine Enttäuschung sein, es nicht geschafft zu haben? Zudem konnte er seinen Schwung nicht mehr stoppen und fiel neben mir auf die Treppe.
Diesmal war ich schneller als er. Ich warf mich herum, schlug meine Hand in seinen Jackettkragen und riß ihn mit einem gewaltigen Ruck in die Höhe, während auch ich aufstand.
Ich schleuderte ihn weg.
Taumelnd und sich drehend torkelte er durch die Diele. Den Schürhaken hatte er losgelassen, er war waffenlos und mir unterlegen. Bevor sich der Lord versah, hatte ich ihn schon erreicht, nahm ihn in den Polizeigriff, zog die Beretta und preßte ihm die Mündung seitlich gegen die Stirn.
Fast heulend atmete er. Möglicherweise aus Wut, vielleicht auch aus Haß, ich wußte es nicht.
»Alles klar?« fragte ich ihn.
Er würgte irgend etwas hervor, das ich nicht verstehen konnte.
»Okay, Lord Danford. Jedes Spiel hat einmal ein Ende. Deines ist erreicht. Ich will wissen, was hier läuft. Wo hält sich die Lady versteckt?«
»Geh zum Teufel!«
Ich verstärkte den Druck der Mündung, so daß sich auf der dünnen Haut ein dunklerer Ring abzeichnete. »Wo ist sie hin?«
»Im Haus.«
»Das ist groß.«
»Sie… sie ist in ihrem Trakt. Sie betet dort!«
Ich lachte schrill. »Was tut sie?«
»Ja, sie betet.« Von der Stirn des Mannes fielen Schweißtropfen.
»Ich weiß, es ist schwer zu glauben, aber es stimmt wirklich. Sie betet. Das hat sie immer getan, nachdem sie aus dem Grab gestiegen ist.«
»Und zu wem betet sie?«
»Es ist die Dämonensonne. Sie gehört zu ihren Dienern, die die Sonne anbeten.«
Ich konnte es nicht fassen. »Was geschieht dabei? Sie muß doch einen Grund haben.«
»Susanoo soll kommen.«
»Okay, Lord. Sollten Sie gelogen haben, komme ich zurück. Dann

wird es härter.«

»Nein, nein. Stoppen Sie diese Bestie. Tun Sie mir den Gefallen. Ich bin nicht mehr mit ihr fertig geworden. Ich habe sie erschlagen wollen, aber sie war stärker, viel stärker. Es sind die Geister, die ich rief und nicht mehr loswerde.«

»Alles klar!« sagte ich und ließ ihn los. Er taumelte zur Seite und in meinen Schlag hinein, der ihn so hart erwischte, daß er bewußtlos wurde.

Jetzt konnte er mir nicht in den Rücken fallen.

Ich hatte die Lady oben auf der Treppe gesehen. Dort war sie dann auch wieder verschwunden. Für mich ein Beweis, daß sich ihre Räume da oben irgendwo befinden mußten.

Ich machte mich auf den Weg. Weitere Helfer hatte ich bisher noch nicht gesehen, und das sollte auch so bleiben. Die eine Geister-Lady reichte mir völlig…

***

Lady Danford hatte mit Suko gesprochen und es nicht einmal für legitim gehalten, sich umzudrehen. So sicher war sie, und ein so großes Vertrauen setzte sie in Susanoo oder die unheimliche Dämonensonne, die von der Wand her leuchtete.

Auch Suko war von ihr fasziniert. Sie strahlte, sie bewegte leicht die Spitzen ihrer Flammenstrahlen, von ihr ging ein gewisses Leben aus, das Suko als gefährlich einstufte.

Sie leuchtete so stark und intensiv, wie es kein Maler hätte zeichnen können. Das war keine normale Farbe, diese Strahlung und dieser Glanz kamen von innen her.

Stand sie mit einer anderen Welt in Verbindung?

Suko spürte ihre Kraft wie die einer gefährlichen Droge, als sie gegen ihn wehte. Er konnte sich leicht vorstellen, wie sehr diese Sonne Menschen beeinflußte, die einmal Kontakt mit ihr gehabt hatten.

Und er spürte auch die Hitze, die von ihr ausging, aber noch nicht so stark war, als daß sie seine Haut verbrannt hätte.

Hinter Lady Danford blieb er stehen. Sie veränderte ihre kniende Haltung nicht, nahm Suko optisch überhaupt nicht zur Kenntnis, obwohl sie mit ihm sprach.

»Auch du mußt die Sonne anbeten, Fremder. Sie wird dir die Kraft geben, die niemand sonst geben will. Die Sonne ist das Symbol. Die rote Dämonensonne ist alt, sehr alt. Sie stieg aus den Tiefen der Dunkelheit und bringt das dunkle Licht.«

»Susanoos Licht!«

»Ja, er ist freigekommen. Er tobt in seiner Welt. Durch seine Kraft konnte die Sonne wieder scheinen.«

»Weshalb kam er frei?« Suko stellte fest, daß seine Stimme bei dieser

entscheidenden Frage zitterte.

»Das ist sehr einfach zu erklären. Ein letztes Hindernis wurde aus dem Weg geräumt.«

»Es war Shao?«

»So ist es. Ich habe sie gesehen, als sich mein Geist vom Körper löste, in das Reich eindrang und ich Susanoos Botschaft vernahm. Er will auch in diese Welt, er…«

»Wo war sie?«

»Ich sah ihren Geist.«

»Nur ihn?«

»Körper gibt es nicht.«

»Dann war sie tot – oder?«

»Nichts ist tot, Fremder, gar nichts. Alles lebt, auch wenn es tot aussieht.«

Mit dieser Antwort konnte Suko nichts anfangen. Er beugte sich vor und faßte die Frau an.

»Laß mich los!« schrie sie plötzlich. »Hüte dich, mich anzufassen, du wirst verbrennen!«

In der Tat spürte Suko die Hitze in seiner rechten Hand, und er zog sie hastig zurück.

»So ist es richtig. Kein Ungeweihter darf sich der Sonne nähern. Sie ist mächtig, man muß ihr dienen, aber du, du dienst ihr nicht. Deshalb wird sie dich auch verbrennen. Ich werde die letzten Worte meines Gebetes vollenden, dann…«

»Nichts wirst du!« Suko griff trotz der Warnung zu. Er packte sie an der normalen Schulter und wuchtete sie so hart herum, daß sie zu Boden fiel, auf dem Rücken liegenblieb und zu dem Chinesen in die Höhe schaute.

Die beiden funkelten sich an.

»Was hast du getan?« ächzte sie. »Was hast du Unglückseliger getan? Willst du so dein Leben wegwerfen?«

»Nein, das hatte ich nicht vor. Aber ich hasse es, wenn jemand einen Dämon oder einen dämonischen Fetisch wie diese Sonne hier anbetet. Verstanden?«

Die Geister-Lady stand langsam auf. Die Knochen bewegten sich wie Gummiteile, so geschmeidig und fast elegant. Suko starrte ihr ins Gesicht. Es war eine scheußliche Fratze. Sie wirkte noch widerlicher, weil sie den Mund in die Breite gezogen hatte.

»Bleibe mir vom Leibe, Fremder!«

»Ich will die Sonne zerstören!«

Die Geister-Lady begann zu lachen. »Das schaffst du nicht. Nein, es schafft kein Mensch. Ich habe den Auftrag bekommen, ihr hier eine Heimat zu geben. Ich allein, hörst du? Sie bildet das Tor für die Diener Susanoos.«

»Sind es die Schatten?« fragte Suko.
»Ja«, erklärte die Frau mit einem heftigen Nicken. »Die Gestalten aus dem Dunklen Reich, die allesamt durch die Kraft der Dämonensonne leben. Nur weil sie auf ihren Körpern strahlt, können sie sich auch in anderen Welten aufhalten. Ich war dabei, sie zu rufen. Du hast mich gestört, aber es hat noch gereicht. Schau hin…«
Suko ging zurück und blickte gegen die Sonne.
Ihr Zentrum hatte sich verdunkelt. Es kam ihm vor, als würde er selbst einen Blick in Susanoos dunkles Reich werfen. Aber in der Schwärze bewegte sich etwas.
Die Schatten!
Sie wurden von einer anderen Kraft hervor- und nach außen gedrückt. Sie schwebten herbei, und auf ihren Körpern leuchteten die dunkelroten, gefährlichen Sonnen.
Wie in der Laube, dachte Suko, als er von einem dieser Schatten attackiert wurde.
Jetzt waren es drei!
Kaum hatten sie wie dunkle Nebelschleier das Zentrum der Dämonensonne verlassen und Kontakt mit dem Fußboden bekommen, veränderten sich ihre Gestalten. Sie blieben plötzlich keine Schatten mehr und wurden zu kompakten Wesen, die laufen, gehen, kriechen und noch mehr konnten. Sie waren von unterschiedlicher Gestalt, hatten keine direkten Gesichter, wirkten klumpig und besaßen Umrisse, die mal kugelförmig, dann wieder langgestreckt wirkten.
Eine Tatsache an ihnen war gleich!
Auf den Vorderseiten ihrer Körper leuchteten dunkelrot die gefährlichen Dämonensonnen. Amaterasu war die Sonnengöttin. Auch sie hatte als Zeichen die Sonne getragen.
Es war eine andere gewesen. Strahlend und hell, voller Licht, das gleichzeitig Hoffnung bedeutete.
Bei diesen Schatten nicht.
Sie trugen die rote, die dunkle Sonne. Die grausame, die nur zerstören wollte.
Mit nahezu tigerhaft wirkenden Schritten bewegte sich Lady Mary auf das eine Fenster des Raumes zu. Sie wollte dort stehenbleiben und nur zuschauen.
»Ja, verbrennt ihn!« keuchte sie. »Reißt ihm die Haut vom Körper. Ich will ihn als Skelett sehen!« Sie ballte ihre beiden Hände zu Fäusten und schüttelte sie.
Suko wollte sich nicht fertigmachen lassen. Er wollte auch nicht fliehen, es war einfach nicht seine Art.
Aber wie konnte er diese Schatten besiegen?
Er dachte nach. Seine Dämonenpeitsche blieb ihm, dann der Stab, mit dem er sie aufhalten konnte, aber was wäre damit gewonnen

gewesen? Er hätte sie nicht töten dürfen, hätte fliehen können, doch die Gefahr wäre nicht gebannt gewesen.

Blieb der Würfel! War er stark genug, um es mit diesen unheimlichen Wesen aufzunehmen?

In der Laube war der Angriff hinterrücks erfolgt, da hatte Suko es nicht versuchen können. Diesmal stand er ihnen direkt gegenüber.

Nun würde er es wagen.

Er hatte den Würfel geholt, um über Shao etwas zu erfahren. Das war in den Hintergrund gedrängt worden. Der Würfel mußte Sukos Leben retten und zeigen, was in ihm steckte.

Welten konnte man durch ihn aus dem Gefüge bringen. So war oft genug gesprochen worden. Er war auch in der Lage, den zerstörerischen Todesnebel zu produzieren, aber von dieser Möglichkeit schreckte Suko zurück, weil er selbst nicht gegen den Nebel geschützt war.

Er konzentrierte sich. Auch die Schatten wollten ihn vernichten.

Suko spürte die Strahlen der gefährlichen Sonnen. Von drei Seiten drangen sie auf ihn zu.

Schweiß stand auf seiner Stirn. Die Wärme wurde auch von der Kleidung nicht abgehalten, sie brannte auf seiner Haut, so daß Suko das Gefühl bekam, sie würde sich dort festsetzen.

Diesmal blieb er stehen. Er hatte sich breitbeinig aufgebaut, so besaß er eine größere Standfestigkeit, und er gab um keinen Millimeter nach.

Seine Gedanken waren voll und ganz auf den Würfel konzentriert und auf die Schatten.

Vernichten! dachte Suko. *Du mußt sie vernichten!*

Der Würfel reagierte nicht. Nach wie vor stand die Sonne tief in ihm und leuchtete. Eine rote, böse Dämonensonne. Hatte sie die Macht über den Würfel bekommen?

Suko wollte es einfach nicht glauben. Er bekam immer größere Schwierigkeiten, sich dem unsichtbar herannahenden Grauen entgegenzustemmen. Über sein Gesicht lief der Schweiß. Die Haut hatte bereits eine rote Farbe angenommen und sah so aus, als würde sie jeden Moment in Flammen aufgehen.

Von Sekunde zu Sekunde fiel es ihm schwerer, sich auf seine Aufgabe zu konzentrieren. Er wurde einfach zu stark abgelenkt, und er wußte auch nicht, was er noch tun sollte.

Wie konnte die Sonne verschwinden? Sie war das Zeichen für den Dämon Susanoo, und es gab nur eine, die vielleicht noch stärker war, denn sie hatte Susanoo damals verbrannt.

Amaterasu!

Der Name überfiel Suko wie ein Blitzstrahl. Er dachte intensiv an die Sonnenkönigin, und es blieb nicht nur bei den Gedanken, er sprach

den Namen auch laut und deutlich aus.

Suko wußte selbst, daß er diese Hitze keine fünf Sekunden mehr aushalten konnte. Sein Blut schien bereits zu kochen. Das Denken fiel ihm schwer. Durch den Schädel lief es wie heiß gewordenes und flüssiges Blei. Der Chinese hatte den Mund aufgerissen. Er atmete die heiße Luft nicht nur ein, sie strömte auch aus seinem Mund.

Tränen schossen in seine Augen. Selbst dieses Wasser schien zu kochen und auf seinen Wangen zu verdampfen, als es den zitternden Mundwinkeln entgegenrann.

War Susanoos Macht stärker?

Ein Schrei löste sich von den Lippen der Geister-Lady, als die Frau sah, wie Suko auf die Knie fiel.

Sein Ende?

Auch Sukos Kopf pendelte nach vorn. Mit einem stieren Blick starrte er auf den Würfel, der ihm fast zwischen den Handflächen hervorrutschte. Er wunderte sich selbst, daß er ihn noch halten konnte.

Suko schaute hinein – und sah die Sonne!

Sie war noch vorhanden. Daß der Chinese trotzdem Hoffnung bekam, lag an ihrer Farbe.

Sie hatte gewechselt!

War sie vor Sekunden noch dunkelrot gewesen, so strahlte sie jetzt hell auf. Gleißend und gelb, sie gab Licht, sie gab Hoffnung, und sie vertrieb das Grauen.

Von einer Sekunde zur anderen merkte der Inspektor den Wandel.

Die Hitze nahm ab, sie verschwand auch aus seinem Körper. Gleichzeitig floß die Kraft wieder auf ihn über. Er hob den Kopf an und stellte sich gleichzeitig mit einem Ruck auf die Beine.

Vor ihm lauerten die Schatten!

Nur hatten auch sie sich verändert. Die Sonnen auf ihren Körpern waren zu verschwommenen Flecken geworden, die wie gemalt aussahen.

Und sie verschwanden immer mehr. Sie drangen tief in die Wesen ein, zogen diese zusammen, so daß sie zu kleinen, kaum mehr tennisballgroßen Glutbällen wurden, die wie Geschosse nach hinten rasten und genau in das Zentrum der sich auf der Wand abzeichnenden Sonne, die sie verschluckte.

Fasziniert und wieder einigermaßen bei Kräften, beobachtete Suko diesen Vorgang.

Dann explodierte sie.

Die Sonne in der Wand bekam den strahlenden Glanz der Sonnengöttin, die das Grauen vertrieb und selbst die Macht übernahm. Sie besiegte die dämonische Macht ihres Bruders Susanoo – und Suko war ein fasziniert dastehender Zuschauer.

Wie vorhin die kleineren Sonnen, so zog sich auch die größere zusammen. Eine andere Kraft zog sie förmlich nach innen, sie wurde kleiner und kleiner, bis sie letztendlich zu einem Punkt zusammenschmolz, der auch verschwand.
Gleichzeitig geschahen noch zwei überraschende Dinge.
Hinter Suko wurde die Tür weiter aufgestoßen, er hörte auch das Splittern der Fensterscheibe und drehte sich hastig um.
Seine Augen weiteten sich jäh!

***

»Suko!« schrie ich, noch in der Tür stehend, die Waffe in der Rechten haltend und völlig perplex.
»John…« Es war bei ihm mehr ein Ächzen, begleitet von einem ungläubigen Kopfschütteln und weit aufgerissenen Augen. »John, das ist doch … Nein, du bist ein Spuk.«
»Bin ich nicht, Alter!« erwiderte ich und strahlte ihn förmlich an.
Aber Suko drehte sich ab, bis er mit der Schulter gegen eine Wand stieß und sich dort anlehnte.
Mein Auftritt hatte ihn geschockt. Es war zu viel für ihn gewesen, so wollte er sich um Mary Danford nicht mehr kümmern.
Mich aber interessierte die Geister-Lady!
Mit dem Kreuz in der linken und der Beretta in der rechten Hand schritt ich auf sie zu. Sie hatte mich gesehen und hätte eigentlich handeln müssen, aber sie tat nichts dergleichen. Sie stand starr neben dem Fenster, den Blick ins Leere gerichtet, und ich sah, wie sich auch ihre andere Gesichtshälfte allmählich auflöste und ihre Haut wie bei einem alten Vampir sich zusammenrollte, um als Staubfahne zu Boden zu rieseln.
Neben ihren Füßen lagen Glasscherben. Ein Windstoß fuhr durch die zerstörte Scheibe. Er traf auch mich und drückte ebenfalls in den Rücken der sich auflösenden Geister-Lady.
Der Wind warf sie um.
Neben mir fiel sie flach auf den Bauch und das Gesicht. Ich hörte den Aufschlag, das Knacken und Knirschen der jetzt brüchig gewordenen Gebeine, aber nicht das interessierte mich, sondern der Gegenstand, der aus ihrem Rücken ragte.
Es war der Schaft eines kleinen Pfeils!
Für mich war die Lage eindeutig. Draußen mußte jemand gelauert haben, der durch die Scheibe der Geister-Lady in den Rücken geschossen hatte. Neben mir vernahm ich schwere Schritte. Dann stützte sich Suko auf mich und starrte auf den Pfeil. Mit der freien Hand wischte er über sein Gesicht.
»Meine Güte, wie in der Laube.«
»Wieso?«

»Laß mich.« Er bückte sich und zog den Pfeil aus dem Rücken hervor. Dann drehte er ihn so, daß auch ich die Spitze sehen konnte.

»Was siehst du dort, John?«

»Eine rote Dämonensonne.«

»Eben!«

»Und was bedeutet dies?«

Suko hob die Schultern und zog ein verzweifeltes Gesicht. »Ich weiß es nicht, John. Ein Pfeil wie dieser hat mir einmal das Leben gerettet, aber ich kenne den Schützen nicht.«

»Sollen wir im Park nach…«

»Nein, das hat keinen Sinn. Er ist schnell wie ein Phantom. Aber ich werde ihn suchen.«

Suko wollte gehen, doch ich hielt ihn fest. »Einen Augenblick noch, so ist das ja nicht. Weißt du eigentlich, was wir uns für Sorgen gemacht haben wegen dir?«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Und da ich dich jetzt habe, wirst du wieder zum Yard zurückkehren, verstanden?«

Suko schaute mich hart an. In seinen Augen sprühten Funken. Er hatte eine negative Antwort auf der Zunge liegen, ich aber kam ihm zuvor. »Mich schlägst du nicht so leicht nieder wie Sir James.«

Da senkte Suko den Kopf. »Ich brauchte den Würfel.«

»Und wozu?«

»Um Shao zu finden!« brüllte er mich an. »Begreifst du nicht? Ich will sie sehen! Man hat ihren Körper verschleppt. Warum? Weshalb? Das muß ich herausfinden.«

»Einen leblosen Körper?«

»Das weiß ich eben nicht. Ich will aber sichergehen!«

»Ich auch, mein Lieber.«

»Und?«

Ich grinste ihn scharf an. »Wenn du Shao schon suchen willst, sehen vier Augen bestimmt mehr als zwei. Verstanden?«

Suko nickte und ging.

Ich folgte ihm langsam, schaute auf seinen gebeugten Rücken und hatte das Gefühl, hinter einem Menschen ohne Hoffnung herzuschreiten…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 450 »Sukos Totenfeier«